

REICHMANN/WEGERA (HRSG.)
FRÜHNEUHOCHDEUTSCHE GRAMMATIK

**SAMMLUNG KURZER
GRAMMATIKEN GERMANISCHER
DIALEKTE**

BEGRÜNDET VON WILHELM BRAUNE

**HERAUSGEGEBEN VON
HELMUT GNEUSS, SIEGFRIED GROSSE UND INGO REIFFENSTEIN**

A. HAUPTREIHE NR. 12

**EBERT/REICHMANN/SOLMS/WEGERA
FRÜHNEUHOCHDEUTSCHE GRAMMATIK**



MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN

1993

OSKAR REICHMANN, KLAUS-PETER WEGERA (HRSG.)

FRÜHNEUHOCHDEUTSCHE GRAMMATIK

von

**ROBERT PETER EBERT, OSKAR REICHMANN,
HANS-JOACHIM SOLMS UND KLAUS-PETER WEGERA**



MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN

1993

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Frühneuhochdeutsche Grammatik / Oskar Reichmann ; Klaus-Peter Wegera (Hrsg.).

Von Robert Peter Ebert ... – Tübingen : Niemeyer, 1993

(Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte : A, Hauptreihe ; Nr. 12)

NE: Reichmann, Oskar [Hrsg.]; Ebert, Robert Peter; Sammlung kurzer Grammatiken
germanischer Dialekte / A

ISBN 3-484-10672-7 kart.

ISBN 3-484-10676-X Gewebe

© Max Niemeyer Verlag GmbH & Co. KG, Tübingen 1993

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany.

Satz: pagina GmbH, Tübingen

Druck: Allgäuer Zeitungsverlag GmbH, Kempten

Einband: Heinr. Koch, Tübingen

INHALT

Verzeichnis der Abkürzungen	IX
I. Einleitung, von Oskar Reichmann und Klaus-Peter Wegera	
1. Benutzer und Benutzungsanliegen	1
2. Inhaltliche, sprachtheoretische und fachstilistische Konsequenzen	2
3. Raum, Zeit und Varietäten des Frühneuhochdeutschen	5
4. Zur Materialgrundlage der Grammatik	8
5. Die Berücksichtigung der Beschreibungsebenen	10
6. Zur äußeren Form der Darstellung	11
II. Schreibung und Lautung, von Oskar Reichmann und Klaus-Peter Wegera	
1. Vorbemerkung (§ L 1)	13
2. Allgemeine graphische Entwicklungen (§ L 2 – L 6)	25
2.1. Entwicklung der Großschreibung (§ L 3)	25
2.2. Entwicklung der Interpunktion (§ L 4)	28
2.3. Abkürzungen und Kürzel (§ L 5)	31
2.4. Getrennt- und Zusammenschreibung (§ L 6)	32
3. Vokalismus (§ L 7 – L 41), von Klaus-Peter Wegera	32
3.1. Graphische Prozesse (§ L 7 – L 9)	32
3.2. Inventar der Vokale (§ L 10)	36
3.3. Kurzvokale: <i>a, e/ä, i, o, ö, u, ü</i> (§ L 11 – L 17)	38
3.4. Langvokale: <i>a:, e:, ä:, i:, o:, ö:, u:, ü:</i> (§ L 18 – L 25)	49
3.5. Diphthonge: <i>ei/ai, au/ou, eu/äu, ie-uo-üe</i> (§ L 26 – L 30)	57
3.6. Einzellautübergreifende Prozesse (§ L 31 – L 37)	64
3.7. Nebensilbenvokale (§ L 38 – L 41)	78
4. Konsonantismus (§ L 43 – L 80), von Oskar Reichmann	83
4.1. Allgemeines zum Konsonantismus: Gliederung (§ L 43)	83
4.2. Verschußlaute (§ L 44 – L 49)	84
4.3. Reibelaute (§ L 50 – L 54)	104
4.4. Affrikaten: <i>pf, z, tsch</i> (§ L 58 – L 60)	128
4.5. Nasale: <i>m, n, ng</i> (§ L 61 – L 63)	134
4.6. Liquide: <i>l, r</i> (§ L 64 – L 65)	146
4.7. Übersicht über das Konsonantensystem (§ L 66 – L 80)	151

III.	Flexionsmorphologie, von Hans-Joachim Solms und Klaus-Peter Wegera	164
1.	Vorbemerkung (§ M 1)	164
2.	Flexion der Substantive (§ M 2 – M 30)	164
2.1.	Strukturwandel im substantivischen Flexionssystem (§ M 2)	164
2.2.	Flexionsklassen (§ M 3)	166
2.3.	Maskulina (§ M 4 – M 13)	168
2.4.	Feminina (§ M 14 – M 21)	176
2.5.	Neutra (§ M 22 – M 30)	180
3.	Flexion der Adjektive (§ M 31 – M 56)	187
3.1.	Gebrauch der Adjektive (§ M 31 – M 33)	187
3.2.	Flexion des attributiven und substantivierten Adjektivs in der einfachen Substantivgruppe (§ M 34 – M 48)	188
3.3.	Flexion des attributiven Adjektivs in der erweiterten Substantivgruppe (§ M 49 – M 51)	201
3.4.	Prädikatives Adjektiv (§ M 52)	202
3.5.	Komparation (§ M 53 – M 56)	203
4.	Flexion der Numeralia (§ M 57 – M 59)	206
4.1.	Allgemeines (§ M 57)	206
4.2.	<i>zwei</i> (§ M 58)	206
4.3.	<i>drei</i> (§ M 59)	207
5.	Flexion der Pronomen (§ M 60 – M 77)	208
5.1.	Allgemeines (§ M 60)	208
5.2.	Personalpronomen (§ M 61 – M 63)	211
5.3.	Possessivpronomen (§ M 65)	216
5.4.	Demonstrativpronomen und Artikel (§ M 66 – M 70)	218
5.5.	Interrogativpronomen (§ M 71)	223
5.6.	Indefinit- und sonstige Pronomina (§ M 72 – M 77)	224
6.	Flexion der Verben (§ M 78 – M 151)	229
6.1.	Allgemeines, strukturelle Entwicklungen (§ 78 – M 80)	229
6.2.	Klassifikation der starken Verben (§ M 81– M 82)	232
6.3.	Endungsflexivik der starken und schwachen Verben (§ M 83 – M 95)	233
6.4.	Stammflexivik der schwachen Verben: Rückumlaut (§ M 96)	250
6.5.	Stammflexivik der starken Verben: Präsens (§ M 97 – M 103)	253
6.6.	Stammflexivik der starken Verben: Präteritum, Konsonantische Alternationen (§ M 104 – M 106)	261
6.7.	Stammflexivik der starken Verben: Präteritum, Vokallische Alternationen (§ M 107 – M 133)	265
6.8.	‘Besondere Verben (§ M 134 – M 151)	295

IV.	Syntax, von Robert Peter Ebert	313
1.	Die Nominalgruppe (§ S 1 – S 53)	313
1.1.	Überblick (§ S 1 – S 2)	313
1.2.	Der Artikel (§ S 3 – S 7)	314
1.3.	Pronomina (§ S 3 – S 17)	317
1.4.	Die attributive Adjektivgruppe (§ S 18 – S 25)	325
1.5.	Der attributive Genitiv (§ S 26 – S 45)	330
1.6.	Der adnominale Dativ (§ S 46 – S 48)	340
1.7.	Der adnominale Akkusativ (§ S 49)	341
1.8.	Präpositionalattribute (§ S 50 – S 51)	341
1.9.	Diskontinuierliche Stellung von Gliedern in der Nominalgruppe (§ S 52 – S 53)	342
2.	Die Syntax der Nominalgruppe im Einfachsatz (§ S 54 – S 127)	344
2.1.	Einleitendes (§ S 54)	344
2.2.	Nominativ (§ S 55 – S 64)	345
2.3.	Genitiv (§ S 65 – S 92)	349
2.4.	Dativ (§ S 93 – S 107)	360
2.5.	Akkusativ (§ S 108 – S 126)	368
3.	Die Präpositionalgruppe (§ S 128 – S 156)	374
3.1.	Präpositionen, Postpositionen, Zirkumpositionen (§ S 128 – S 134)	374
3.2.	Verbindungen aus Präpositionen und nichtsubstantivischen Kategorien (§ S 135)	378
3.3.	Der Gebrauch der Präpositionalgruppe (§ S 136 – S 156)	379
4.	Zum Verbum (§ S 157 – S 223)	383
4.1.	Tempus und Aspekt (§ S 157 – S 175)	383
4.2.	Infinitivkonstruktionen (§ S 176 – S 209)	396
4.3.	Zum Partizip (§ S 210 – S 215)	414
4.4.	Das Passiv (§ S 216 – S 218)	417
4.5.	Zum Modus (§ S 219 – S 223)	419
5.	Kongruenz und Inkongruenz (§ S 224 – S 228)	422
5.1.	Einleitendes (§ S 224)	422
5.2.	Inkongruenz des Numerus (§ S 225 – S 226)	422
5.3.	»Inkongruenz« des Genus (§ S 227)	424
5.4.	Inkongruenz der Person (§ S 228)	424
6.	Negation (§ S 229 – S 235)	425
6.1.	Einleitendes (§ S 229)	425
6.2.	Die Negationspartikel <i>en-</i> (§ S 230)	426
6.3.	Das Negationswort <i>nicht</i> (§ S 231)	426
6.4.	Häufung der Negation (§ S 232)	427

VIII

Inhalt

6.5.	Anreihung negierter Glieder (§ S 233)	428
6.6.	Scheinbare Vertauschung positiver und negativer Ausdrucksweise (§ S 234 – S 235)	428
7.	Zur Wortstellung im Einfachsatz (§ S 236 – S 257)	430
7.1.	Einleitendes (§ S 236)	430
7.2.	Die Stellung des finiten Verbs (§ S 237 – S 247)	430
7.3.	Das Mittelfeld (§ S 248 – S 250)	436
7.4.	Die Stellung der Glieder im Verbkomplex (§ S 251 – S 255)	437
7.5.	Afinite Konstruktionen (§ S 256 – S 257)	440
8.	Komplexe Sätze (§ S 258 – S 317)	442
8.1.	Einleitung (§ S 258 – S 259)	442
8.2.	Relativsätze (§ S 260 – S 275)	444
8.3.	Subjekt- und Objektsätze (§ S 276 – S 283)	451
8.4.	Adverbialsätze (§ S 284 – S 316)	455
8.5.	Zum Satzgefüge (§ S 317)	483
V.	Siglen für Zeitschriften, Reihen und Sammelwerke	485
VI.	Quellenverzeichnis zum Teil <i>Syntax</i>	488
VII.	Literaturverzeichnis	493
VIII.	Sachregister	547

VERZEICHNIS DER ABKÜRZUNGEN

Adj.	Adjektiv	mask./Mask.	maskulin/Maskulinum
Adv.	Adverb	mähr.	mährisch
ahd.	althochdeutsch	mbair.	mittelbairisch
Akk.	Akkusativ	md.	mitteledeutsch
Akt.	Aktiv	Mda.	Mundart
alem.	alemannisch	mda.	mundartlich
Art.	Artikel	mfrk.	mittelfränkisch
Attr.	Attribut	mhd.	mittelhochdeutsch
attr.	attributiv	mhess.	mittelhessisch
bair.	bairisch	mlat.	mittellateinisch
böhm.	böhmisch	mnd.	mittelniederdeutsch
Dat.	Dativ	mnl.	mittelniederländisch
Dekl.	Deklination	mosfrk.	moselfränkisch
Dem.	Demonstrativum	mrhein.	mittelrheinisch
Dem. Pron.	Demonstrativpronomen	neutr./Neutr.	neutral/Neutrum
det.	determinierend	nbair.	niederbairisch
Dim.	Diminutivum	nd.	niederdeutsch
dt.	deutsch	nalem.	niederalemannisch
engl.	englisch	nl.	niederländisch
els.	elsässisch	nfrk.	niederfränkisch
fem./Fem.	feminin/Femininum	nhd.	neuhochdeutsch
frk.	fränkisch	nordobd.	nordoberdeutsch
frmhd.	frühmittelhochdeutsch	Nom.	Nominativ
frnhd.	frühneuhochdeutsch	nordbair.	nordbairisch
Fut.	Futur	norddt.	norddeutsch
Gen.	Genitiv	nordthür.	nordthüringisch
Ger.	Gerundium	Num.	Numerus
germ.	germanisch	nürnb.	nürnbergisch
got.	gotisch	obd.	oberdeutsch
griech.	griechisch	obfrk.	oberfränkisch
hchalem.	hochalemannisch	obhess.	oberhessisch
hd.	hochdeutsch	Obj.	Objekt
hess.	hessisch	obsächs.	obersächsisch
hpreuß.	hochpreußisch	ofäl.	ostfälisch
Hs(s).	Handschrift(en)	ofrk.	ostfränkisch
idg.	indogermanisch	ohchalem.	osthochalemannisch
Imp.	Imperativ	omd.	ostmitteldeutsch
Ind.	Indikativ	oobd.	ostoberdeutsch
Indef. Pron.	Indefinitpronomen	opfälz.	ostpfälzisch
indet.	indeterminierend	obrhein.	oberrheinisch
Inf.	Infinitiv	oschwäb.	ostschwäbisch
inseldt.	inseldeutsch	öst.	österreichisch
Interrog. Pron.	Interrogativpronomen	othür.	ostthüringisch
Jh.	Jahrhundert	Part.	Partizip
jidd.	jiddisch	Pass.	Passiv
Komp.	Komparativ	Perf.	Perfekt
Konj.	Konjunktiv	Pers.	Person
lat.	lateinisch	Pers. Pron.	Personalpronomen

pfälz.	pfälzisch	sobd.	südoberdeutsch
Pl.	Plural	spätmhd.	spätmittelhochdeutsch
Pos.	Positiv	srhfrk.	südrheinfränkisch
Poss. Pron.	Possessivpronomen	sschles.	südschlesisch
präd.	prädikativ	sschwäb.	südschwäbisch
Präp.	Präposition	st.	stark flektierend
Präs.	Präsens	Subj.	Subjekt
Prät.	Präteritum	Subst.	Substantiv
Pron.	Pronomen	Sup.	Superlativ
Refl. Pron.	Reflexivpronomen	s.v.	sub voce / sub verbo
Relat. Pron.	Relativpronomen	thür.	thüringisch
rhfrk.	rheinfränkisch	tir.	tirolisch
rip.	riparisch	trans.	transitiv
sbair.	südbairisch	Uml.	Umlaut
schles.	schlesisch	wfäl.	westfälisch
schw.	schwach flektierend	wgerm.	westgermanisch
schwäb.	schwäbisch	wmd.	westmitteldeutsch
schweiz.	schweizerisch	wobd.	westoberdeutsch
Sg.	Singular	wschwäb.	westschwäbisch
shess.	südhessisch	wthür.	westthüringisch
slov.	slovakisch		

I. EINLEITUNG

Mit der Veröffentlichung der hier vorgelegten *Frühneuhochdeutschen Grammatik* in der *Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte* übernehmen die Herausgeber und Autoren nicht nur bestimmte Vorgaben hinsichtlich des Umfangs ihrer Publikation, sondern stellen sich auch in eine deutlich ausgeprägte didaktische und wissenschaftstheoretische Tradition der Grammatikschreibung. Angesichts der Tatsache, daß die bisherigen Werke der Reihe in ihrer ersten Auflage, damit aber auch mit ihren zentralen Inhalten und ihrer Anlage, in der Blütephase der Junggrammatik erschienen (*Gotische Grammatik* 1880, *Mittelhochdeutsche Grammatik* 1881, *Altenglische Grammatik* 1882, *Altnordische Grammatik* 1884, *Althochdeutsche Grammatik* 1886, *Altsächsische Grammatik* 1891, *Mittelniederdeutsche Grammatik* 1914), kann die Verpflichtung gegenüber einer Tradition selbstverständlich nicht in der einfachen Übernahme vorgegebener Muster bestehen, sondern wird auch langgewohnte Gewichte zu verschieben und neue Akzente zu setzen haben. Dies geschieht einerseits in Anlehnung an diejenigen methodischen Fortschritte und theoretischen Einsichten der neueren Linguistik, hinter die keine sprachwissenschaftliche Darstellung mehr zurückfallen kann, andererseits aber mit dem Blick auf die Ausbildung und die vermuteten Interessen der antizipierten Benutzer der Grammatik sowie im Rahmen der Arbeitsbedingungen, unter denen die Herausgeber und Autoren ihre Planung und die Gestaltung des Textes zu vollziehen hatten.

1. Benutzer und Benutzungsanliegen

Die Bände der *Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte* richten sich an ein Publikum, das unter zwei Aspekten eine relative Breite aufweist: Sie werden erstens von Benutzern sehr unterschiedlichen Ausbildungsstandes und zweitens von Vertretern unterschiedlicher Fachrichtungen oder mindestens Teildisziplinen eines einzigen Faches eingesehen. Nach dem ersten Aspekt dienen die Bände sowohl als Einführungs- und Lernbuch für Studenten im akademischen Unterricht wie als wissenschaftliche Grammatik der jeweils behandelten Sprachstufe, damit als Handbuch für den Forscher und Bezugspunkt für sprachhistorische Detailuntersuchungen aller Art. Nach dem zweiten Aspekt dienen die Bände einmal den im engeren Sinne an der Sprache einer bestimmten historischen Epoche Interessierten (unabhängig davon, ob sie Lehrende oder Lernende sind), zum andern den Vertretern spezieller Teildisziplinen eines Faches oder gar

den Vertretern von Nachbardisziplinen. Mit Teil- und Nachbardisziplinen sind hier insbesondere die (diachron orientierte) Sprachgeschichtsforschung, die Literaturgeschichte und die Editionsphilologie sowie alle Sparten der Geschichtswissenschaft gemeint.

Die für diese Disziplinen gegebenen Benutzungsmöglichkeiten einer sprachstufenbezogenen Grammatik liegen im engeren Bereich fortgeschrittener bis hoch spezialisierter professioneller Tätigkeit. Diese Tätigkeit hat wie jede andere, darunter auch die außerberufliche interessierte Beschäftigung mit der Überlieferung, als generelle Voraussetzung das Verständnis der Texte. *Verständnis* heißt dabei unter strukturellem Aspekt: Texte müssen auf allen hierarchischen Ebenen der Sprache, einerseits also bis auf die kleinsten phonologischen und graphematischen Einheiten, andererseits bis zu ihrem Gesamtaufbau hin grammatisch analysierbar sein; dies ist gleichbedeutend mit der Aussage: Alle Teile von Texten müssen in ihrer jeweiligen Gestalt durch Anwendung grammatischer Regeln erklärbar sein. Unter (im weitesten Sinne) pragmatischem Aspekt heißt *Verständnis*: Das grammatische Inventar, also das Graphem / Phonem und das Morphem, sowie die Regeln zu ihrer Verknüpfung müssen in ihren Symptomwerten, d. h. vorwiegend hinsichtlich ihrer Zeit-, Raum-, Schichten-, Gruppen-, Situations- und Textsortenbindung erkennbar sein. Damit fällt einer Grammatik die zentrale und allen spezielleren Benutzungsmöglichkeiten vorausgehende strukturelle und pragmatische Doppelaufgabe zu, Hilfen bei der Störung der normalsprachlichen Analyse von Texten und der Erkenntnis der Regelmäßigkeit der Gestaltung von Textteilen zu leisten sowie Auskunft über die soeben erwähnten Verwendungsdimensionen grammatischer Einheiten und Regeln zu geben. Zusammengefaßt und auf die vorliegende Darstellung bezogen: Wir verstehen die *Frühneuhochdeutsche Grammatik* auch und vor allem anderen als Nachschlagewerk bei der Rezeption historischer Texte.

2. Inhaltliche, sprachtheoretische und fachstilistische Konsequenzen

Der Ansatz eines relativ breiten Benutzerkreises und die damit verbundene Vielfalt der Nachschlagezwecke, die die Grammatik erfüllen muß, haben eine Reihe inhaltlicher, theoretischer und fachstilistischer Konsequenzen.

2.1. Hinsichtlich der inhaltlichen Konsequenzen war festzulegen, ob die Grammatik eine strikt languebezogene oder eine stark textbezogene Ausrichtung haben sollte. Als languebezogene Grammatik wird hier eine solche verstanden, deren Ziel in der Konstruktion des Systems von Einheiten und Regeln besteht, mit dem sich sprachliche Äußerungen aus einer be-

stimmten historischen Epoche, hier des Frühneuhochdeutschen, beschreiben lassen. Da Systemkonstruktion auf Abstraktion beruht, tendiert die languebezogene Grammatik per definitionem dazu, den Abstraktionsgrad ihrer Aussagen möglichst hoch zu legen, oft so hoch, daß textliche oder textgruppentypische Besonderheiten aufgehoben werden. Im Ergebnis entsteht ein weitgehende Homogenität suggerierendes Bild von grammatischen Positionen und Relationen, dessen genaue graphematische, phonologische, flexions- und wortbildungsmorphologische sowie syntaktische Füllungen ein reduziertes Gewicht erhalten können. Der Benutzer der Grammatik rezipiert die Abstraktion oft weniger als Ergebnis eines methodischen Vorgehens wie als sprachliches Ideal mit Leitbildcharakter für die Sprecher und Schreiber einer Epoche.

Demgegenüber beschreibt eine textbezogene Grammatik das im Idealfall einem einzigen Text zugrundeliegende System von Einheiten und Regeln, und zwar nicht mit der Zielsetzung, in diesem ein Beispiel für den allgemeinen Sprachstand einer Zeit zu sehen, sondern mit der expliziten Absicht, die dem Einzeltext inhärenten grammatischen Gestaltungen in ihrer Spezifik zu erkennen und vom Normalbild abzusetzen. In der Praxis ist dies z. B. dann der Fall, wenn ein kulturhistorisch herausragender Text so beschrieben wird, daß er als literarisch einmalig erscheint; dabei wird seine grammatische Grundlage nur so weit angedeutet, wie es zur Kontrastbildung mit dem Spezifischen notwendig ist. Bei Zugrundelegung bestimmter, z. B. literarischer Textgruppen kann die diesen zugeschriebene Grammatik unter der Hand für die Grammatik der Sprachstufe gesetzt werden.

Die hier vorgelegte Grammatik ist in ihrem Kern Langue-Grammatik und kann als Beschreibung einer Sprachstufe auch gar nichts anderes sein. Nur mit dieser Ausrichtung vermag sie die für die Sprachgeschichtsforschung (darunter die historische Sprachtypologie), die Literaturgeschichte und die Editionsphilologie sowie die Geschichtswissenschaft notwendige Funktion einer Bezugsgröße zu erfüllen. Sie öffnet sich aber insofern zur textbezogenen Grammatik hin, als unterschiedliche Inventareinheiten und damit Besetzungen von Systempositionen, die gleichzeitige Geltung verschiedener Regeln sowie die Bindung von Einheiten und Regeln an bestimmte (räumlich, zeitlich usw. nur eingeschränkt verbreitete) Textgruppen als wesentlicher Teil des Beschreibungsgegenstandes aufgefaßt werden. Dies zeigt sich in der Darstellung darin, daß gleichsam jede generelle Aussage mit Abtönungen und Einschränkungen aller Art versehen wurde und daß durchgehend raumaufwendige Ausnahmen formuliert wurden. Durch den ständigen Wechsel von Allgemeinem und Besonderem soll erreicht werden, daß einerseits ein Orientierungen vermittelndes Regelbild entsteht, andererseits aber die sprachliche Varianz als so ausgeprägtes Kennzeichen des Frühneuhochdeutschen vorgeführt wird, daß die Gefahr der Idealisierung und Ontologisierung des Regelbildes möglichst gering gehalten wird.

Der an einzelnen Texterscheinungen Interessierte erhält auf die genannte Weise eine Chance, die von ihm gesuchte Erscheinung in der Grammatik zu finden und sie strukturell und pragmatisch einzuordnen.

2.2. Die sprachtheoretische Grundlage der Grammatik hat für alle Grammatikteile, also für die Schreibung und Lautung, für die Morphologie und für die Syntax, möglichst einheitlich zu sein. Angesichts des Angebotes vor allem an morphologisch und syntaktisch relevanten Theorien der modernen Sprachwissenschaft war diejenige Theorie auszuwählen, die erstens einen möglichst reibungslosen Anschluß an die traditionelle, in der Sprachgeschichtsforschung wie in vorliegender Reihe praktizierte Grammatikschreibung ermöglicht, die zweitens außer von professionellen Linguisten auch von den Lernenden und vor allem von den linguistisch oft nicht geschulten Vertretern der oben genannten Nachbardisziplinen ohne längeres Einlesen rezipiert werden kann, die zum dritten nicht hinter den Stand allgemein akzeptierter Einsichten zurückfällt. Diese Forderungen erfüllt am ehesten ein gemäßigter Strukturalismus. Darunter soll hier diejenige Sprachauffassung verstanden werden, die von Texten ausgeht, mittels überprüfbarer methodischer Verfahren deren Einheiten bestimmt, diese Einheiten abstraktiv zu Langue-Einheiten zusammenfaßt und so beschreibt, daß ihre Realisationsvarianten erkennbar bleiben, die schließlich den gewonnenen Einheiten ein System zuordnet. Selbstverständlich entspricht dieser gemeinsame Nenner nicht allen Detailforderungen aller Strukturalismen; eine Gesamtgrammatik muß aber im Interesse der Erreichbarkeit eines heterogenen Kreises von Benutzern einen auf das Gesicherte zurückgenommenen Theoriestandpunkt haben. Umgekehrt heißt dies: Sie kann schon aus Gründen ihrer Haltbarkeit nur hinter dem Tagesstand der Theoriediskussion stehen. Eine Umformulierung des gesamten Grundstockes konventionell gefaßter Ergebnisse der Sprachgeschichtsschreibung nach einer gerade erst in die Diskussion gebrachten Theorie ist im übrigen schon aus praktischen Gründen nicht leistbar.

2.3. Fachstilistisch ist die Grammatik hinsichtlich des Terminologiegebrauchs großenteils dem Strukturalismus verpflichtet; entsprechend dem Bestreben der Herausgeber und Autoren, die zeitlichen, räumlichen, sozialen, textlichen (usw.) Varianten des Frühneuhochdeutschen nicht in einer konsequent languebezogenen Abstraktion aufgehen zu lassen, erscheinen daneben aber durchgehend pragmatisch und soziologisch motivierte Terminologieteile. In der Fachsyntax wurde versucht, die leicht zu Hypostasierungen des methodischen Konstruktes führenden Satzgliedschübe möglichst zu meiden. Im Ergebnis hoffen wir einen Text vorgelegt zu haben, der zumindest über weite Strecken der allgemein üblichen bildungssprachlichen Variante der Normalsprache entspricht und die sicher auftretenden sachlichen Rezeptionsprobleme nicht noch durch sprachliche verstärkt.

3. Raum, Zeit und Varietäten des Frühneuhochdeutschen

3.1. Der Raum des Frühneuhochdeutschen besteht erstens aus dem *hochdeutschen* (im Gegensatz zum *niederdeutschen*) Teil des deutschen Sprachgebietes und zweitens aus denjenigen Schreibstuben, Druckereien, Kanzleien, die gehäuft seit Beginn des 16. Jahrhunderts im dialektgeographisch als *niederdeutsch* bezeichneten Raum, außerdem in einigen Randstreifen des Niederländischen zum Gebrauch (soziologisch gehobener) hochdeutscher Schreib- und Druckersprachen und gegen Ende des 16. Jahrhunderts in einigen (kirchlichen und schulischen) Bereichen auch zum Gebrauch gesprochener hochdeutscher Sprache übergehen. Druckereien, die in Städten außerhalb des deutschen, einschließlich des inseldeutschen Sprachgebietes hochdeutsche Texte produzieren (z. B. Genf, Venedig, Prag, Krakau, niederländische Städte), bilden einen dritten, freilich unzusammenhängenden Bereich.

3.2. Problematischer als die Raumbestimmung ist die zeitliche Festlegung des Frühneuhochdeutschen. In der hier vorgelegten Grammatik wird der Zeitraum von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts als frühneuhochdeutsch betrachtet und als eigene, dem Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen gleichberechtigte Epoche des Deutschen verstanden, nicht also als Teil des Neuhochdeutschen. Sowohl zur vorangehenden wie zur folgenden Epoche hin werden längere Übergangszeiten angenommen: Texte, die mhd. Sprachideal verpflichtet sind, begegnen noch bis Ende des 14. Jahrhunderts und Texte mit einer nhd. Regelbindung schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts. Umgekehrt reichen Texte mit einem hohen Grad grammatischer Varianz bereits ins 13. und weit in das 17. Jahrhundert hinein.

3.3. Das Frühneuhochdeutsche hat einen im Vergleich zum Neuhochdeutschen (speziell der Zeit nach Aufklärung und Klassik) sowie zum klassischen Mittelhochdeutschen (so weit man es als Konstrukt versteht) besonders hohen Grad an Heterogenität. Als Heterogenitätsdimensionen werden in der Grammatik der Raum, die Zeit, die soziale Schicht, die soziale Gruppe, die Sozialsituation und mit ihr die Textsorte verstanden; heterogenitätsfördernd sind des weiteren die medialen Formen des Sprachgebrauchs.

3.3.1. Unter räumlichem Aspekt gliedert sich das Frühneuhochdeutsche wie folgt: 1. Mitteldeutsch, 1.1. Westmitteldeutsch, 1.1.1. Mittelfränkisch, 1.1.1.1. Ripuarisch, 1.1.1.2. Moselfränkisch, 1.1.2. Rheinfränkisch, 1.2. Ostmitteldeutsch, 1.2.1. Thüringisch, 1.2.2. Obersächsisch, 1.2.3. Schlesi-sisch, 1.2.4. Hochpreußisch, 2. Oberdeutsch, 2.1. Westoberdeutsch, 2.1.1. Alemannisch, 2.1.1.1. Niederalemannisch, 2.1.1.2. Hochalemannisch, 2.1.2.

Schwäbisch, 2.2. Nordoberdeutsch, 2.3. Ostoberdeutsch, 2.3.1. Nördliches Ostoberdeutsch, 2.3.2. Mittleres Ostoberdeutsch, 2.3.3. Südliches Ostoberdeutsch. Hinzu kommt 3. das Norddeutsche als auf niederdeutschem Boden gebrauchtes Frühneuhochdeutsch. Die inseldeutschen Sprachgebiete werden dem Ostmitteleutschen und dem Ostoberdeutschen zugerechnet.

Dieses Raumraster bildet den sachlichen und terminologischen Rahmen der Grammatik. Im Detail begegnen Abweichungen unterschiedlicher Art: In einigen Abschnitten werden nach den Erfordernissen der gerade geführten Argumentation weitere Untergliederungen vorgenommen, so z. B. des Rheinfränkischen in das Hessische und Pfälzische, des Hochalemannischen in das West- und Osthochalemannische. Umgekehrt erwiesen sich in einigen Fällen Zusammenfassungen als notwendig, so z. B. des Hochalemannischen und südlichen Ostoberdeutschen als Südoberdeutsch. Je nach Argumentationszweck kann die Terminologie verändert werden: Das Nordoberdeutsche und das Ostoberdeutsche werden z. B. bei Betonung der stammeszeitlichen Grundlagen dieser Raumvarianten sinnvoller als *Oberfränkisch* bzw. *Bairisch-Österreichisch* bezeichnet. Speziell die schwerfälligen Termini *nördliches*, *mittleres*, *südliches Ostoberdeutsch* können auch unter stilistischen Aspekten zu *Nord-*, *Mittel-*, *Südbairisch* verändert werden.

3.3.2. Unter zeitlichem Aspekt gibt es keine allgemein akzeptierte Binnengliederung des Frühneuhochdeutschen. Wo Zeitunterscheidungen notwendig werden, arbeiten wir außer in besonders begründeten Ausnahmefällen nicht mit Gliederungsbegriffen, die wie *Zeit des Frühkapitalismus*, *Reformationszeit* usw. der Geschichtswissenschaft entlehnt sind, sondern mit den auch andernorts üblichen absoluten Zeitangaben des Typs *14. Jahrhundert*, *zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts*. Gelegentlich wird auch in Anlehnung an die für das Ahd. und Mhd. übliche Dreiergliederung zwischen *älterem* (bis Ende des 15. Jahrhunderts), *mittlerem* (1. Hälfte des 16. Jahrhunderts), *späterem* Frnhd. (seit Mitte des 16. Jahrhunderts) unterschieden.

Hinsichtlich der sozialen Schichtung des Frühneuhochdeutschen ist mindestens mit drei hierarchischen Ebenen zu rechnen, erstens mit einer von der höheren Geistlichkeit, Teilen des Adels und des Stadtbürgertums getragenen Schicht gehobener religiöser, didaktischer, rechtlicher, wissenschaftlicher, literarischer (usw.) Schreibsprache, in Anfängen wohl auch mit einer sich allerdings nur sehr allmählich herausbildenden Schicht gehobener Sprechsprache, zweitens mit einer vom Stadtbürgertum getragenen mittleren Schreibschicht (und vielleicht Sprechschicht) und drittens mit einer stark dialektal gegliederten Sprache grundschriftiger Sprechergruppen. – Von der Schichtengliederung zu unterscheiden ist die oft auf einer einzigen sozialen Ebene liegende Gliederung nach Gruppen, darunter vor

allem nach beruflichen Zugehörigkeiten. – Wiederum einer anderen Gebrauchsdimension gehört das durch Sozialsituationen bestimmte Schreiben und Sprechen an; von ihm soll hier angenommen werden, daß es – wenn auch zusammen mit der Schichten- und Gruppenabhängigkeit – die Textsorten festlegt. – Unter medialem Aspekt ist zwischen gesprochener und geschriebener Sprache zu unterscheiden.

3.3.3. Jeder Text ist durch jede der genannten Gebrauchsdimensionen und durch mindestens eine mediale Realisationsform bestimmt. Erhalten sind vorwiegend diejenigen Texte, die den wirtschaftlich und kulturell führenden Räumen, den Teilepochen mit etablierter Schriftlichkeit, den sozial tonangebenden Schichten und Gruppen sowie den sozial relevanten Situationen entstammen und die von vorneherein für die schriftliche Fixierung konzipiert und entsprechend realisiert und verbreitet wurden. Die in der Sprachgeschichtsforschung allgemein gebrauchten Varietätenbezeichnungen spiegeln diese Bestimmungen oft schon von ihrer Motivation her: *Landschaftliche Schreibsprachen* oder *Schreibdialekte* sind gemäßigt raumgebundene, mittel- bis Oberschichtig bestimmte, in schriftlicher Kommunikation gebrauchte Varietäten; *Geschäftssprachen* unterliegen der gleichen räumlichen, sozialen und medialen Bestimmung, sie unterscheiden sich aber von den landschaftlichen Schreibsprachen durch ihre stärkere Bindung an Handel und Verkehr; auch die *Druckersprachen* (besser wäre der Terminus *Drucksprachen*) sind bis ins beginnende 16. Jahrhundert als gemäßigt raumgebunden zu charakterisieren, danach lösen sie sich zunehmend aus ihrer Landschaftsbindung, so daß sie im 16. Jahrhundert räumlich oft nicht mehr bestimmbar sind; *Fachsprachen* sind mittel- und Oberschichtig, sich aus beruflichen Zugehörigkeiten ergebende, in ihrer geschriebenen und vor allem gedruckten Form im Verlaufe des Frühneuhochdeutschen zu Überregionalität tendierende Varietäten; *Gruppensprachen* haben mit ihnen zwar die Gruppenbindung, nicht aber die speziell berufliche Ausrichtung gemeinsam, sie unterscheiden sich ansonsten von den Fachsprachen durch eine eher mündliche Existenzform sowie natürlich auch durch ihre geringere historische Bedeutung. Besondere Erwähnung verdienen schließlich die Ausläufer mittelhochdeutscher und die Ansätze eigenständig frühneuhochdeutscher *Literatursprachen*; ihnen wird als geschriebenen bzw. gedruckten, mittel- bis Oberschichtigen, zur Überregionalität tendierenden Varietäten eine besondere sprachgeschichtliche Rolle zugeschrieben.

Es gibt bis ins 16. Jahrhundert und unter vielen Aspekten selbst darüber hinaus keine Varietät des Frühneuhochdeutschen, die – wie die deutsche Literatursprache des 18. und 19. Jahrhunderts, in Ansätzen vielleicht auch die mhd. Dichtersprache – ein zeitgenössisch allgemein anerkanntes, unbestreitbar über alle anderen Varietäten hinausragendes Prestige gehabt

hätte und der man aufgrund eines solchen sprachsoziologischen Faktums die Funktion einer Leitvariante für synchrones Schreiben und Sprechen und für die Diachronie zuschreiben könnte. Damit wird selbstverständlich nicht geleugnet, daß es sprachsoziologische Schichtungen, gruppenspezifische und literarische Gewichtungen (usw.) gab, insgesamt aber ist eine stark horizontale (im Gegensatz zu vertikaler) Varietätenorganisation eines der markantesten Kennzeichen des Frühneuhochdeutschen. Dies hat Auswirkungen auf die Materialgrundlage der Grammatik.

4. Zur Materialgrundlage der Grammatik

Das Fehlen einer unbestrittenen Prestigevarietät in frnhd. Zeit schließt ein Corpus, das ganz oder zu wesentlichen Teilen aus Texten einer einzigen oder einer Gruppe verwandter Varietäten besteht, prinzipiell aus. Mag eine stark auf die Literatursprache orientierte Quellenzusammenstellung für das Mittelhochdeutsche wegen der besonderen Rolle der sog. klassischen Dichtersprache und des vorwiegenden Interesses der traditionellen mediävistischen Literaturwissenschaft an poetischen Texten lange Zeit vertretbar gewesen sein, mag für das Neuhochdeutsche seit dem 17. Jahrhundert ein stillschweigender Ausschluß vor allem dialektal-unterschichtiger Texte aus der Grammatikschreibung gar volle sprachsoziologische und -pädagogische Berechtigung haben, so ist eine Konzentration einer frnhd. Grammatik z. B. auf eine landschaftliche Schreibsprache, eine Geschäftssprache, eine Fachsprache oder eine literatursprachliche Variante angesichts der weitgehenden Gleichwertigkeit vieler Varietäten unter keinem Aspekt zu rechtfertigen. Positiv heißt dies, daß als Quellen der Grammatik *alle* überlieferten räumlichen, zeitlichen, sozialschichtigen, gruppengebundenen, situationstypischen Varietäten des Frühneuhochdeutschen berücksichtigt werden müssen. Selbstverständlich kann dies nicht in der Weise geschehen, daß ein Ensemble von varietätenbezogenen Einzelgrammatiken angestrebt würde. Dies schließen die Überlieferungsgegebenheiten sowie die Editions- und Analyseinteressen der Wissenschaftsgeschichte aber ohnehin weitgehend aus.

4.1. Die Grammatik hat für die einzelnen Kapitel unterschiedliche Corpora bzw. Materialgrundlagen. Zwar wäre ein allen Grammatikteilen zugrundeliegendes gemeinsames, nach den oben genannten Gebrauchsdimensionen ausgewogen zusammengestelltes Corpus nach den Vorarbeiten der Bonner Arbeitsstelle ‚Grammatik des Frühneuhochdeutschen‘ (vgl. Hoffmann / Wetter 1985) leicht zu realisieren gewesen. Seine inhaltliche Analyse nach dem heute geforderten Qualitätsstand schien den Herausgebern jedoch höchstens von einer finanziell langfristig abgesicherten Ar-

beitsstelle, nicht aber von Hochschullehrern zusätzlich zu ihren Lehraufgaben und ihrer sonstigen Forschungstätigkeit leistbar zu sein. Ein gemeinsames Corpus erschien zum anderen aber auch nicht als zwingend notwendig, da die erwartbaren Ergebnisse der Analyse nicht in jedem Fall die Differenziertheit einer über hundertundfünfzigjährigen Forschungstradition erreicht hätten. Dies gilt insbesondere für den Teil *Schreibung und Lautung*.

4.1.1. Der Lautteil beruht auf rund 250 graphischen und lautlichen Analysen des 19. und 20. Jahrhunderts zu Einzeltexten, Textgruppen, Autorwerken oder Varietäten. Sie bieten ein in Theoriestand, Analysemethode, Beschreibungssprache und Qualität höchst heterogenes Material, haben aber den Vorteil, durch ihre Masse trotz vieler Lücken und Widersprüche im Detail eine insgesamt geschlossene Übersicht über die Schreib- und (so weit erschließbar) Lautverhältnisse zu bieten. – Dabei kommt der Frühneuhochdeutschen Grammatik von Virgil Moser auf Grund ihres Umfangs und der Differenziertheit ihres Materials ein besonderer Stellenwert zu. Dem wurde durch Verweise sowie durch die Übernahme vieler Beispiele Rechnung getragen. – Das Literaturverzeichnis stellt die graphie- und lautbezogenen Arbeiten durch Kennzeichnung mittels der Sigle L (von: *Lautteil*) nachprüfbar zusammen.

4.1.2. Materialgrundlage des Morphologieteils ist das Corpus der einschlägigen Bände der *Grammatik des Frühneuhochdeutschen* (Bände III; IV; VI; VII). Dieses Corpus besteht aus einem nach Raum und Zeit ausgewogen zusammengestellten sog. „engeren“ Teil sowie pro Band verschieden umfänglichen, zum Teil erheblichen Erweiterungen (vgl. Graser / Wegera 1978 sowie die Einleitungen und Quellenübersichten der einzelnen Bände). Das Literaturverzeichnis kennzeichnet mittels der Sigle M (von: *Morphologie*) diejenigen Arbeiten, die aus der Sekundärliteratur zur Ergänzung und Überprüfung des Corpus benutzt wurden.

4.1.3. Das dem Syntaxteil zugrundeliegende Corpus umfaßt rund 50 jeweils 35–40 Seiten lange, verschiedenen Textsorten zugehörige Prosatexte des md. und obd. (mit besonderer Dichte des nordobd.) Raumes und der Zeit von 1350 bis 1700. Dieses Corpus wurde bisher bibliographisch nicht nachgewiesen und findet sich deshalb im Anschluß an den Syntaxteil dokumentiert. Zur Ergänzung des Corpus dient die seit dem 19. Jahrhundert erschienene Sekundärliteratur. – Ihr wurde im Literaturverzeichnis die Sigle S (von: *Syntax*) beigegeben.

5. Die Berücksichtigung der Beschreibungsebenen

Die Darstellung der Grammatik einer historischen Sprachstufe erfordert die Berücksichtigung mindestens folgender hierarchischer Ebenen des Sprachsystems: 1) der Schreibung und Lautung, 2) der Flexionsmorphologie, 3) der Wortbildungsmorphologie, 4) der Syntax. Von diesem Programm wurden in der Reihe *Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte* obligatorisch nur die ersteren beiden Positionen gefüllt, und zwar unter den Titeln *Lautlehre* und *Formenlehre* bzw. *Flexionslehre*. Die *Mittelhochdeutsche Grammatik* enthält zusätzlich einen umfangreichen Syntaxteil.

5.1. Die damit vorgegebene Trias liegt auch der *Frühneuhochdeutschen Grammatik* zugrunde, und zwar wie bei den anderen Werken der Reihe in aufsteigender Folge (von den kleinsten Einheiten zu den nächst größeren). Die drei Teile *Schreibung und Lautung* sowie *Flexionsmorphologie* wurden, wie schon der annähernd übereinstimmende Umfang beweist, gleich gewichtet. Im akademischen Unterricht hätte dem eine Verlagerung des Schwergewichts der Ausbildung vom Erlernen der Laut- und Schreibsysteme bzw. -prozesse auf die oft stark vernachlässigte Morphologie und Syntax zu entsprechen.

5.2. Die Darstellung der drei Ebenen Schreibung / Lautung, Flexion und Syntax wurde weitestgehend auf das Frnhd. beschränkt. Die historische Herleitung von Lauten, Formen, syntaktischen Mustern aus dem Germanischen und Indogermanischen kann über die *Mittelhochdeutsche* und *Althochdeutsche Grammatik* bzw. über die Werke zum Germanischen und Indogermanischen erfolgen. Es wäre auch beschreibungstechnisch redundant, die diesbezüglichen Teile der älteren Bände der Reihe in abgewandelter Form zu wiederholen.

Eine zweite Beschränkung ergibt sich daraus, daß zwischen Grammatik einerseits und einer kulturgeschichtlichen Darstellung des Frühneuhochdeutschen andererseits streng geschieden wurde. Letztere ist Gegenstand anderer linguistischer Textsorten, insbesondere der Sprachgeschichten.

5.3. Daß die Wortbildungsmorphologie in vorliegender Grammatik keine Darstellung erfahren hat, liegt daran, daß nach dem Urteil der Herausgeber derzeit noch keine befriedigende und umfassende Beschreibung dieses relevanten Grammatikteils möglich ist. Die im Augenblick vor allem an den Universitäten Bonn, Augsburg und Erlangen laufenden wortbildungsmorphologischen Forschungen werden möglicherweise die Voraussetzungen dafür schaffen, daß in eine weitere Auflage dieser Grammatik ein Teil *Wortbildung* aufgenommen werden kann.

5.4. Auch Texte als Vorkommensform von Sprache haben in vorliegender Grammatik keine Darstellung gefunden. Dies hat erstens quantitative Gründe, die keiner weiteren Erläuterung bedürfen. Zweitens ist sprachtheoretisch völlig ungeklärt, ob Texte eine von der Syntax abgrenzbare eigene Grammatik haben, oder umgekehrt, ob eine Ausweitung der einzelsatzbezogenen Syntax auf Satzfolgen nicht bereits eine Textgrammatik liefern würde. Ein drittes Problem bildet der Abstraktionsgrad, den eine (falls mögliche) Textgrammatik haben müßte, um die allgemeinen Regeln der Textkonstitution von denjenigen der Konstituion bestimmter Texttypen (z. B. der Urkunde, des Pamphlets, des Lehrtextes) zu unterscheiden, und den er nur haben dürfte, um nicht Textbildung als eine über den Epochen liegende und sich damit historischer Betrachtung entziehende Gegebenheit zu suggerieren. – Die Herausgeber haben trotz all dieser Probleme die Idee eines Textteils für eine weitere Auflage noch nicht aufgegeben, selbst wenn er sich nur als eine Reihe von kurzgefaßten Textsortengrammatiken realisieren lassen sollte.

6. Zur äußeren Form der Darstellung

Da die einzelnen Kapitel der Grammatik, zum Teil auch Kapitelteile, von verschiedenen Autoren verfaßt wurden, war eine gewisse Inhomogenität der Darstellung von vorneherein nicht zu vermeiden. Die Herausgeber haben sich indessen bemüht, diese so gering wie möglich zu halten. Dazu tragen insbesondere folgende Redaktionsregeln bei:

Der Wechsel von normaler Schriftgröße und Petit-Satz erlaubt eine Profilierung der vorgetragenen Inhalte nach Relevanzgesichtspunkten; in Petit erscheinen vor allem Spezifizierungen zu allgemeineren Inhalten, die längeren Beispielangaben und reine Materialaufzählungen, außerdem die Literaturhinweise vor den einzelnen Textabschnitten und im Literaturverzeichnis, schließlich die Anmerkungen.

Literaturhinweise finden sich an drei verschiedenen Stellen: (1) Diejenigen Arbeiten, die eine gerade geführte Argumentation spezifisch betreffen, werden innerhalb des laufenden Textes an passender Stelle genannt. (2) Hinweise, die den Gesamtinhalt eines Kapitelteiles bzw. Paragraphen betreffen, werden dem jeweiligen Text in Auswahl vorangestellt. Beide Arten von Literaturhinweisen stehen in einer Kurzform, deren Auflösung sich aus dem Literaturverzeichnis zum Gesamtband (3) ergibt.

Dieses Verzeichnis erstrebt einerseits keine Vollständigkeit, beschränkt sich andererseits aber nicht auf diejenigen Arbeiten, die im Laufe der Darstellung genannt wurden. Alle Angaben beruhen bis auf wenige Ausnahmen auf Autopsie. Ausführlichere Literaturzusammenstellungen finden

sich bei Pasierbsky 1988 sowie – für die „strukturelle Forschung“ – bei Ronneberger-Sibold 1989; man vgl. außerdem die Literaturzusammenstellungen bei V. Moser 1, 1, S. XVIII-XLIII und 1, 3, S. 289–298.

II. SCHREIBUNG UND LAUTUNG

1. Vorbemerkung

Die Formulierung der Überschrift dieses Teils der Grammatik ist aus zwei § L 1 Gründen bewußt konventionell gehalten worden:

Erstens wurde auf eine Trennung des Gegenstandsbereiches in zwei Teile verzichtet, und zweitens wurden modernere Termini wie *Phonologie*, *Phonetik*, *Graphematik*, *Graphetik* vermieden. Beides hat Gründe.

Das Verhältnis von Schreibung und Lautung ist seit den dreißiger Jahren immer wieder diskutiert worden; man vgl. dazu folgende jüngere, auf das Deutsche bezogene Literatur: Besch 1961; 1965a; Fleischer 1965; 1966; 1967; Singer 1971; 1984; Augst 1981; 1985; Penzl 1983; 1984b; Piirainen 1983; Hauer 1985; Kohrt 1984; 1985; Russ 1986; Glaser 1988b; Steffens 1988.

Die Grundpositionen dieser Diskussion, nämlich

- a) Unabhängigkeit des Lautsystems vom Schreibsystem,
 - b) Unabhängigkeit des Schreibsystems vom Lautsystem,
 - c) Abhängigkeit des Schreibsystems vom Lautsystem,
 - d) Abhängigkeit des Lautsystems vom Schreibsystem,
 - e) irgendwie geartete Interdependenz des Laut- und Schreibsystems,
- sind hinlänglich bekannt; sie brauchen deshalb hier nicht genauer referiert und erneut auf ihre Begründung geprüft zu werden.

Allerdings ist die Auffassung der Bearbeiter dieses Kapitels zu formulieren und kurz zu begründen: Wir halten für die hier anstehende Aufgabe der Beschreibung des Frühneuhochdeutschen sowohl beide Autonomiestandpunkte im Sinne von a) und b) wie die Annahme eines einseitigen Abhängigkeitsverhältnisses eines Systems von einem anderen im Sinne von c) und d) für methodisch nicht praktikabel und sachlich für falsch; wir vertreten mithin den Interdependenzstandpunkt.

1.1. Dieses ist unter methodischem Aspekt dadurch begründet, daß einerseits historische Lautverhältnisse im wesentlichen über eine Analyse überlieferter Schreibungen zu bestimmen sind und daß andererseits historische Schreibungen nur unter stillschweigendem Rekurs auf lautliche Bezugsgrößen analysiert werden können. Der erste Teil dieser Aussage ist trotz der gemachten Einschränkung („im wesentlichen“, s. o.) zunächst einmal ernstzunehmen: Vornehmstes Quellenmaterial für lauthistorische Untersuchungen kann nur ein möglichst umfangreich bemessener zeitgenössischer Schreibbefund sein, der in detaillierter Weise strukturell auf seine Einheiten und deren Verknüpfungsregeln sowie statistisch auf Frequenzverhältnisse hin zu untersuchen ist. Allerdings sind andere Methoden (dar-

unter die Rekonstruktion aus späteren Befunden) nicht vollständig auszuschließen; außerdem ist der zweite Teil obiger Aussage zu beachten, nach dem eine Schreibeinheit (z. B. ein Buchstabe) niemals nur aus dem graphischen Befund ihrer Entstehungszeit heraus beurteilbar ist; der Forscher weiß einen Buchstaben nur dann bereits als Graphem zu identifizieren und anschließend als Schreibung für einen bestimmten Laut, als Hyperkorrektur, als Dialektalismus, als etymologische Attraktion, als Volksetymologie, als Epenthese, als Ergebnis einer Kontraktion usw. zu interpretieren, wenn er sich auf eine nicht bezweifelbare phonemische Bezugsgröße stützen kann. Diese ist für das Frnhd. im allgemeinen das Ahd., Mhd., die nhd. Hochsprache oder der rezente Dialekt desjenigen Gebietes, aus dem der zu analysierende Text nach außerlinguistischen Kriterien stammt; in Betracht kommen aber auch die Laut- und Schreibverhältnisse von Nachbarsprachen sowie des Lateinischen und Griechischen. Mit dieser Aufzählung soll nicht geleugnet werden, daß die Vergleichsgrößen von recht unterschiedlicher Qualität sind. Während die Lautverhältnisse aller nhd. Varietäten direkter Beobachtung zugänglich sind, stellt das mhd. Phonemsystem ein meist von jeglicher regionaler, historischer, sozialer Variation abstrahierendes Konstrukt dar. (Diesem Sachverhalt war übrigens in den Formulierungen dauernd Rechnung zu tragen).

Der dauernde Sprung von der Lautung auf die Schreibung und von letzterer auf die Lautung ist die Bedingung der Möglichkeit laut- und graphiehistorischen Arbeitens und wird dementsprechend von allen Forschern bewußt oder versteckt vollzogen. Dies hat uns veranlaßt, Schreibung und Lautung insgesamt in *einem* Kapitel statt in zweien, äußerlich voneinander getrennten zu behandeln und auch innerhalb der einzelnen Paragraphen Schreib- und Lauteinheiten in ihrem jeweiligen Bezug aufeinander zu sehen.

1.2. Unter der Voraussetzung, daß methodische Verirrungen nicht zu falschen Erkenntnissen über die gesamte Laut- und Schreibgeschichte des Deutschen geführt haben, steht die Interdependenz beider Bereiche auch aus sachlichen Gründen außerhalb jeden Zweifels: Es gibt einerseits umfängliche Teile des Schreibsystems, die lautliche Verhältnisse teils im 1:1-Verhältnis spiegeln; und es gibt andererseits umfängliche Teile des Lautsystems, die nur über jahrhundertelange Konstanz im Schreibsystem erklärbar sind. – Selbstverständlich schließt der Interdependenzstandpunkt die Existenz schreibunabhängiger Lautungsbereiche und lautungsunabhängiger Schreibprinzipien nicht aus.

2. Der Verzicht auf Termini wie *Phonologie*, *Graphematik* usw. in der Überschrift dieses Grammatikteils ergibt sich aus folgenden Überlegungen: Phonem- und Graphemsysteme sind – wie immer man ihre Einheiten definieren mag – keine aus dem Sprech- oder Schreibbefund durch genaues

Hinhören oder Hinsehen ablesbare Gegebenheiten, sondern Ergebnisse sprachwissenschaftlicher Konstruktionen. Sie hängen damit von den Prämissen des Sprachhistorikers ab. Selbst bei Voraussetzung einer einheitlichen Basis einer Grammatik entsprechen sich also die zu dieser Basis konstruierten Phonemsysteme höchstens partiell; erinnert sei hier nur an die Differenzen, die sich aus einer mono- oder biphonematischen Bewertung von Diphthongen und Affrikaten oder aus den sonstigen klassischen Streitfällen ergeben.

2.1. Beim Wechsel der Grammatikbasis ist die Möglichkeit der Gleichsetzung von Systemeinheiten ohnehin nicht mehr gegeben. Eine bestimmte Einheit eines kleinräumigen Systems einer bestimmten Großlandschaft mag in einer wissenschaftlichen Darstellung zwar mittels des gleichen Zeichens notiert sein wie die Einheit eines anderen kleinräumigen Systems der gleichen oder einer anderen Großlandschaft oder einer zeitlich bemessenen Textgruppe oder einer sozial bestimmten Schicht usw., diese Einheiten mögen sich sogar substantiell entsprechen; sie sind aber immer dann, wenn sie – und das ist die Regel – in verschiedenen Relationen zueinander stehen, nicht mehr gleichsetzbar. In historischen Laut- und Schreibanalysen oft vorkommende Aussagen des Typs, daß eine bestimmte Einheit ein Phonem oder Graphem *sei*, daß dieses Phonem oder Graphem sich in einer bestimmten Varietät durchgesetzt habe (usw.), verschleiern (in ersterem Fall) den Konstruktstatus der Einheit und (im zweiten Fall) deren (auch) relationale Bestimmung und damit die methodische Grundregel, daß man von Phonemen und Graphemen nur pro jeweilige Grammatikbasis sprechen kann. (Dabei sind die Gliederungen des Phonemsystems nicht mit denjenigen des Graphemsystems gleichsetzbar).

2.2. Eine streng strukturalistische Terminologie wird auch aus wissenschaftsgeschichtlichen Gründen sehr erschwert. Der Großteil unserer graphie- und lautgeschichtlichen Kenntnisse wurde in Arbeiten gewonnen, die auf einem vorstrukturalistischen Wissenschaftsstand beruhen. Die in ihnen eruierten Einheiten sind im allgemeinen zwar implizite, nicht aber explizite als distinktive Gegebenheiten ausgewiesen und mithin nicht ungeprüft in eine strukturelle Darstellung übernehmbar. Der denkbare Ausweg, sich ausschließlich auf strukturalistische Arbeiten zu stützen, scheitert an der Tatsache, daß der Strukturalismus in Deutschland erst relativ spät übernommen wurde und außerdem nicht in allen Arbeiten den Stand philologischer Verfeinerung erreichte, der viele vorstrukturalistische Arbeiten auszeichnet.

3. Da die Schreibung und Lautung des Frnhd. landschaftlich, sozial, nach Textsorten (usw.) stark differiert, waren die Bearbeiter des diesbezüglichen Teils der Grammatik nahezu in jedem Paragraphen mit einander

überlagernden Schreib- und Lautsystemen konfrontiert. Nur die Beschränkung auf eines dieser Systeme, die getrennte Behandlung mehrerer Systeme oder die Konstruktion eines Diasystems hätten eine streng strukturalistische Darstellung erlaubt. Die ersten beiden Möglichkeiten hätten die Schreib- und Sprechrealität des Frnhd., die durch Systemüberlagerungen geradezu konstituiert ist, verfehlt. Ein Diasystem wäre nur noch dem grammatischen Fachmann zugänglich gewesen. Dies sind die Gründe dafür, daß wir den strukturalistischen Anspruch zumindest in der Terminologie, aber auch in vielen Notationen so weit zurückgenommen haben, wie es erstens ohne Einbußen an inhaltlicher Übersicht möglich, zweitens durch den Stand der Vorarbeiten notwendig war und drittens dadurch erforderlich wurde, daß man Phoneme und Grapheme nicht einfach von System zu System transponieren kann. Die Lesbarkeit der Darstellung durch den Nichtlinguisten (vgl. die Einleitung dieser Grammatik, Abschn. 1.) hat mit zu unserer Entscheidung beigetragen.

4. Die Kennzeichnung objektsprachlicher Einheiten erfolgt durch Kursivsatz. Graphemzeichen (< >) bzw. Phonemzeichen (/ /) werden nur zur Verdeutlichung eines Sachverhaltes im Zusammenhang benutzt. Sie dienen – wie üblich – der Kennzeichnung der emischen Einheit; im Hinblick auf die starke Variabilität des Frnhd. und die zahlreichen Lautwandelprozesse wird jedoch für die meisten emischen Einheiten ein mehr oder weniger großer Allophon- oder Allographbereich anzusetzen sein, dessen Grenzen nicht immer eindeutig zu ziehen sind. Wenn Phonemverschmelzungen angenommen werden, die sich wie viele Lautwandelprozesse über einen längeren Zeitraum erstrecken, werden die Einheiten als Allophone dargestellt (/e ~ ε/, /e: ~ ε:/, /ae ~ ee/, /ao ~ ou/, /oe ~ öü/); allophonisch wird auch das Ergebnis des Wandels /a:/ > /o: ~ ɔ:/ dargeboten. Aussagen über die phonetische Ebene können streng genommen nur aus metasprachlichen Äußerungen der zeitgenössischen Literatur abgeleitet werden (vgl. z. B. Gudemann 1877/8; Penzl 1983; Painter 1989; kritisch zum Problem Kohrt 1984, 517).

5. Ein praktisches Problem bildete die Entscheidung über den Ort, an dem die Laute als Ergebnis von Lautwandelerscheinungen behandelt werden sollten. In Frage kamen die Behandlung im Zusammenhang

- mit dem historischen Ausgangspunkt der Entwicklung,
- mit dem Ergebnis der Entwicklung im Frnhd.,
- an beiden Stellen.

Erstere Möglichkeit hätte zwar an das Muster der übrigen Darstellungen im Rahmen der *Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte* und damit an Benutzergewohnheiten angeknüpft; sie hätte einer in der Basis synchronen Darstellung aber eine deutliche diachrone Komponente gegeben; dies war nicht gewollt. Die dritte Möglichkeit schied als zu raumauf-

wendig von vorneherein aus. Es blieb also die Entscheidung nach dem Ergebnis des Lautwandelprozesses; dies gilt um so mehr, als Lautwandel erst in dem Augenblick greifbar wird, in dem er einen schriftlichen Niederschlag findet. Die Verdumpfung von mhd. /a:/ zu frnhd. /o:/ erscheint deshalb nicht, wie traditionell üblich, unter dem mhd. Ausgangspunkt der Entwicklung, sondern unter ihrem frnhd. Ergebnis; *sch* wird nicht im Zusammenhang mit spätmhd. *ʃ*, sondern unter der in frnhd. Zeit entwickelten Position *sch* behandelt (usw.).

6. Der Grammatikteil *Schreibung und Lautung* hat folgenden Aufbau: In einem ersten Kapitel werden diejenigen graphischen Entwicklungen behandelt, die den Vokalismus und Konsonantismus in gleicher Weise betreffen: Großschreibung, Interpunktion, Abkürzungen und Kürzel, Getrennt- und Zusammenschreibung.

6.1. Dem schließen sich die beiden zentralen Teile über den Vokalismus und den Konsonantismus an. Jeweils an deren Kopf stehen einige allgemeine Ausführungen zur Beschreibungsgrundlage.

6.2. Intern gliedern sich die Teile über den Vokalismus und Konsonantismus in die paragraphenweise Behandlung der angesetzten phonemischen und damit in Interdependenz gesehenen (aber nur teilweise im 1:1-Verhältnis stehenden) graphemischen Einheiten. Dabei wurde versucht, jeweils die folgenden Informationspositionen zu füllen: phonemische und graphemische Notation der Einheit, zugehörige relevante Literatur, Bezug der Einheit zum mhd. Normalsystem und zur nhd. Hochsprache, Stellenwert der Einheit innerhalb des Schreib- und Lautsystems des Frnhd., Angaben zu ihrem zeitlichen / räumlichen / sozialen / textsortenbezüglichen Vorkommen, ihre graphische Realisierung sowie (für den Konsonantismus) ihre phonemische Distribution im Wort. – Die differenzierte Beschreibung der Distribution der Vokale ist wenig sinnvoll, da Vokale weitgehender als Konsonanten in allen Positionen eines Wortes möglich sind. Distributionsbeschränkungen (etwa für Kurzvokale in finaler Position), die allgemeinen strukturellen Prinzipien unterliegen, sind auf der Basis des schriftlichen Befundes nur selten auszumachen. Stark positionsabhängig sind dagegen bestimmte graphische Varianten, doch bisher sind nur wenige Varianten hinsichtlich ihrer Distribution eingehender beschrieben (*i* – *j* – *y*; *u* – *v* – *w*). Die Distribution aller graphischen Varianten (bei einem Autor) bietet in ausführlicher Form Koller (1989); seine Ergebnisse wurden berücksichtigt.

6.3. Auf die Behandlung der Einzeleinheiten folgt die Beschreibung derjenigen frnhd. Prozesse sowie derjenigen auf ahd. und mhd. Lautwandelprozessen beruhenden frnhd. Phonemvarianzen, die nicht auf eine Einzeleinheit beschränkt sind. Die Verhältnisse sind dabei für den Vokalismus

und den Konsonantismus verschieden: Die vokalischen Prozesse und die damit verbundenen regionalen Varianzen vollziehen sich größtenteils innerhalb des Frnhd. und umfassen häufig mehrere phonemische Einheiten; die konsonantischen Prozesse liegen – wie die Lautverschiebung, die binnenhochdeutsche Konsonantenschwächung und die sog. Spirantisierung – in den Epochen *vor* dem Frnhd., bleiben frnhd. aber als geographische und soziale Varianzen erhalten; die im Frnhd. selbst ablaufenden Prozesse sind in der Regel auf einzelne Positionen beschränkt. Dies bedeutet, daß ihre Beschreibung im Vergleich zu derjenigen der vokalischen Prozesse in die Paragraphen zu den Einzeleinheiten verlegt werden konnte.

7. Schreibung und Lautung wurden oben (Abs. 1 dieses Paragraphen) als wechselseitig voneinander abhängig angenommen; gleichzeitig wurde eingeräumt, daß es schreibunabhängige Lautungsbereiche (zu nennen wären die gesamte Prosodie und weiteste Teile sprechsprachlicher Artikulationsvarianz) und lautungsunabhängige Schreibprinzipien gebe.

Im folgenden sollen die Schreibprinzipien des Frnhd. genauer dargestellt werden. Dies geschieht einerseits als Zusammenfassung und Auswertung der diesbezüglichen Ausführungen zu den phonematischen und graphematischen Einzeleinheiten in den Grammatikteilen *Vokalismus* und *Konsonantismus*; insofern hätte das Folgende auch am Schluß des Lautteils stehen können. Andererseits dient die Behandlung des Problemkomplexes – und das ist der Grund für ihre Voranstellung – der prinzipiellen vorgängigen Orientierung des Benutzers über die wegen ihrer Differenziertheit oft schwer überschaubaren Details des Schreib-Laut-Bezuges.

Der Orientierungszweck setzt Idealsysteme der Schreibung des Vokalismus und des Konsonantismus voraus (vgl. Abb. 1 und 2).

Beide Abbildungen lassen das phonologische, das graphiehistorische und das morphologische Prinzip als relevanteste Schreibprinzipien erkennen. Die Graphie des Frnhd. wird damit insgesamt als eine in der Epoche selbst schwankende Mischung vor allem zwischen den genannten drei Prinzipien bestimmt. Weitere Prinzipien sind zwar vorhanden, aber peripher.

7.1. Das phonologische Schreibprinzip

Nach dem phonologischen Prinzip bestimmt der Phonemstand einer Sprachstufe die Schreibung in der Weise, daß pro Phonem ein einziges Graphem verwendet und dieses durch ein einziges oder durch mehrere, nach Regeln verteilte Grapheme wiedergegeben wird. In der Schreibrealität des Frnhd. ist dieses Prinzip zwar zu keiner Zeit, in keinem Raum und von keiner soziologischen Schicht realisiert worden; der graphiegeschichtliche Prozeß läuft aber gegen Ende der Epoche, im weiteren oobd. / nordobd. / omd. Raumblock und in den kulturbestimmenden, vor allem gedruckten Texten für eine ganze Reihe von Einheiten in Richtung auf eine idealtyp-

i	ú ü	u
ie ² j ³ y ^{1,2,3}		v ³ w ³
e	ô ö	o
ee		oo
â	a	
	aa	
ei ai	eu âu	au
ey	ew	aw

Abb. 1: Die Vokalgraphie des späteren Frnhd. der gehobenen Schreibtradition (Legende: ¹ durch Schreibung von Lehn- und Fremdwörtern bedingte Graphie, ² historische bedingte Sonder-schreibungen, ³ distributionsbedingte Schreibungen. Halbfett kennzeichnet die in den einzelnen Paragraphen als Leitgraphie behandelten Schreibungen; die Großschreibung bleibt hier unberücksichtigt).

b	d	g
p pp	t tt	k
b ⁴	d ⁴	g ⁴ , c ¹ , ch ¹ , x ¹ , ch ² , q ³ , ck ³
w	s	j
u ³		
f	ss sch	ch h
ph ¹	s ³ s ^{2,3}	
pf	z tsch	
	tz ³	
m mm	n nn	ng
	l ll	
	r rr	

Abb. 2: Die Konsonantengraphie des späteren Frnhd. der gehobenen Schreibtradition (Legende: ¹⁻³ wie in Abb. 1; ⁴ morphologisches Schreibprinzip).

pische Schreibung nach dem Prinzip „Schreibe, wie Du richtig / deutlich sprichst“ (vgl. Garbe 1985, 1479). Da die richtige Aussprache ihrerseits durch die richtige Schreibung bedingt wird, gilt das Prinzip – und zwar sogar verstärkt (vgl. § L 69) – auch umgekehrt. Dies ist kein Widerspruch; vielmehr ist ein dominant phonologisch orientiertes Schreibsystem geradezu die Voraussetzung für eine von der Schreibung auf die Lautung gerichtete Beziehung.

Für den Vokalismus gilt das phonologische Schreibprinzip in seiner strikten Form eines 1:1-Verhältnisses von Phonem, Graphem und Graph selbst in idealer Graphie niemals, da alle Vokalzeichen sowohl Länge als auch Kürze bezeichnen.

Das phonologische Schreibprinzip findet seine konsequenteste Realisierung für die Phoneme */b/*, */d/*, */g/*, */j/*, */h/*: Diese Einheiten werden in idealer Graphie in allen Distributionen in allen Vorkommen im Erb- und Lehnwortschatz mittels der angegebenen Zeichen wiedergegeben. Auch für die als */pf/*, */tsch/*, */ɣ/* notierten Phoneme kann eine idealiter konsequente Geltung des phonologischen Schreibprinzips angesetzt werden, allerdings nur unter der Voraussetzung, daß man bereit ist, die Graphenfolgen *p + f*, *t + s* + *c + h* bzw. *n + g* (für *ɣ*) als Einheiten zu betrachten. Die spätestens seit Ickelsamer (C VIIvf.) geforderte Reduktion von Schreibvarianten und Graphenhäufungen zugunsten eines festgelegten und zugleich möglichst einfachen Laut-Graph-Bezuges ist damit in einem erheblichen Teilbereich des frnhd. Schreibsystems angelegt.

Die Mono- bzw. Digraphe *u*, *q*, *ck*, *s*, *tz* stehen distributionsbedingt für die Phoneme */w/* (z. B. in *quelle*, Zeichen *u*), */k/* (ebenfalls *quelle*, Zeichen *q*; *starck*, Digraph *ck*), */s/*, */ss/*, */sch/* (z. B. *sonne*, *ist*, *stein*, jeweils Zeichen *s*) und */z/* (z. B. *hertz*, Digraph *tz*). Sie stören dadurch zwar das für die soeben genannten Einheiten in allen ihren Verteilungen gültige 1:1-Verhältnis von Phonem, Graphem und Graph (bzw. fester Graphenverbindung), sichern dieses aber pro Distribution; zur jeweiligen genauen Distributionsregelung vgl. §§ L 49; 54; 59.

Für eine Reihe von Einheiten wurde in der Grammatik eine intervokalische graphemische Distinktion von einfachem und gedoppeltem Zeichen angesetzt, und zwar für *<p>:<pp>*, *<t>:<tt>*, *<m>:<mm>*, *<n>:<nn>*, *<l>:<ll>*, *<r>:<rr>*. Mindestens für *tt* und *pp* wurde dieser Ansatz als problematisch hingestellt (vgl. §§ L 45, 2; 47, 2); umgekehrt konnten bei der Behandlung von *b*, *d*, *g* Gründe genannt werden, die eine zwischenvokalische Distinktion von Einfach- und Doppelzeichen erlaubt hätten, wenn nicht Gegengründe vorhanden gewesen wären. – Lit.: Hertel 1897, 469–470; Koch 1910, 34–35; Langosch 1933, 39–41; 111–115; V. Moser, § 30; Otto 1970, 107–113; Reichmann 1972, 52–54; Bentzinger 1973, 68–69; Schmitz 1990, 137.

Mit diesen Formulierungen soll angedeutet werden, daß die zwischenvokalische Konsonantenverdoppelung mit graphemisch distinktiver Funktion einerseits als strukturell relevantes Schreibprinzip unbestritten ist, daß sie andererseits aber nicht mittels einer einfachen Regel gefaßt werden kann. Beides ergibt sich aus ihrer Geschichte: Sie steht zunächst vor allem im älteren Frnhd. in Fortsetzung der mhd. Geminaten, ist für diese Fälle also als historische Schreibung eines lautgeschichtlich für den Großteil des Gebietes überwundenen Zustandes der Existenz langer Konsonanten (=

Geminaten) zu werten. Da lange Konsonanten aber bereits im Mhd. nur zwischenvokalisch nach Kürze stehen konnten, erfuhr die Doppelschreibung eine graphiesystematische Umfunktionierung: Statt phonemischer Länge von Konsonanten bezeichnete sie Kürze des vorangehenden Vokals. Dies heißt selbstverständlich nicht, daß die Vokalkürze vor altem einfachem Konsonanten ebenfalls durch eine Doppelgraphie des Folgekonsonanten bezeichnet worden wäre. – Im Laufe der Geschichte des Frnhd. blieben die auf alte Geminaten zurückgehenden Doppelschreibungen erstens wegen der Konservativität der Schrift und zweitens (hypothetisch) wegen ihrer Funktion als Kennzeichen der Vokalkürze erhalten. Sie bildeten insofern diejenige schreibgeschichtliche Konstante, auf die sich – für die einzelnen Einheiten mit sehr unterschiedlicher Konsequenz – seit dem 16., verstärkt seit dem 17. Jh. die Schreibregelung ‚Langvokal- oder Diphthongzeichen + einfaches Konsonantenzeichen + Vokalzeichen‘ versus ‚Kurzvokalzeichen + doppeltes Konsonantenzeichen + Vokalzeichen‘ gründen ließ. – Gegen Ende des Frnhd. wird diese Regel nach dem morphologischen Schreibprinzip analogisch – wenn auch nur ansatzweise – sogar auf die nicht zwischenvokalische Stellung von Konsonanten übertragen. Vgl. z. B. Pudor 1672, 12: *Etliche Mitlautende werden am Ende gedoppelt / so oft die Abwandlungen / und Zeitendungen solches erfordern.*

Diese Verhältnisse erlauben dem Graphiehistoriker verschiedene Konsequenzgrade im Ansatz zwischenvokalischer Distinktionen durch Konsonantendoppelung: Je weiter man gegen Ende der Epoche geht und je systematischer man die ideale Graphie konstruiert, desto mehr Einheiten werden dem Prinzip unterworfen. So setzt z. B. das im FWB für die Lemmatisierung verwendete Graphemsystem (zuletzt: Reichmann 1986, 69–72) auch eine Opposition von *z:tz* und von *k:ck* an (wobei *tz* für fiktives *zz*, *ck* für fiktives *kk* steht, jeweils also Kürze des vorangehenden Vokals kennzeichnen soll). Man könnte die analoge Anwendung des Prinzips auch auf die finale und medial vorkonsonantische Stellung von Konsonanten in all denjenigen lexikalischen Einheiten ausdehnen, in denen zwischenvokalisch Doppelgraphie steht, also *mann*, da *mannes*; *rennt*, da *rennen*. Bei beiden Erweiterungen spielen außer graphiesystematischen Gesichtspunkten, die im Frnhd. selbst ihre Grundlage haben, auch Gründe der leichteren Auffindbarkeit von lexikalischen Einheiten in Wörterbüchern, Editionsregistern usw. eine Rolle. Nicht erfaßt von der graphierelevanten Doppelung werden die Einheiten *ch*, *h*, *j*, *ng*, *pf*, *sch*, *tsch*. Zum Teil fehlt dafür die Voraussetzung des Vorkommens dieser Konsonanten sowohl nach Länge wie nach Kürze (*h*, *j*, *pf*, *w*); zum Teil ist diese Voraussetzung nur für wenige lexikalische Einheiten gegeben (*ng*, *tsch*); zum dritten mögen ästhetische Gründe gegen Schreibungen wie *chch*, *schs*, *ngng*, *tschtsch* gesprochen haben.

Die zwischenvokalische Schreibung von Doppelkonsonanz stört das phonologische Schreibprinzip unter konsonantenbezogenem, nicht aber unter vokalbezogenem Aspekt. Unter letzterem ist sie eines der Mittel der Unterscheidung von Kurz- und Langvokalen.

Einen Sonderstatus hat die Graphie *ss*: Sie kennzeichnet im Gegensatz zu den übrigen Doppelungen nicht die Kürze des vorangehenden Vokals, sondern in Opposition zu *s* die zwischenvokalische Distinktion von dentaler Fortis und Lenis, entspricht in der genannten Position also dem phonologischen Schreibprinzip.

Für die Schreibungen der Phoneme *p, t, k, f, ss, sch, z* gilt das phonologische Schreibprinzip nur in dem Maße, das das graphiegeschichtliche und das morphologische zulassen.

7.2. Das graphiegeschichtliche Prinzip

Wird die Graphie älterer historischer Schreibungen trotz phonologischer Veränderungen in einer jüngeren Schreibepoche beibehalten, so spricht man vom graphiegeschichtlichen Prinzip. Dieses wurde in der Grammatik für folgende Fälle nachgewiesen:

- sog. Dehnungs-*h*, d. h. dasjenige *h*, das in die Funktion der Kennzeichnung vokalischer Länge eintreten konnte, nachdem es (in bestimmten Positionen) seine Qualität als Hauchlaut verloren hatte (vgl. § L 7, 4);
- sog. Dehnungs-*e*, d. h. dasjenige *e*, das nach der Monophthongierung von *ie > i*: eine neue Funktion, nämlich die Kennzeichnung vokalischer Länge, übernehmen konnte (vgl. § L 7, 2);
- im späteren Frnhd. (nach Durchführung der Monophthongierung, vgl. § L 32) die digraphischen Zeichen für langes *u* und *ü* (vgl. § L 24, 25);
- initiales *s* in den Sequenzen *sp-* und *st-* anstatt der phonologischen Graphie *sch* (vgl. § L 54, 2; dieses *s* steht, da vor initialem *p* und *t* kein Phonem *s* begegnen kann, nicht im Widerspruch zum phonologischen Prinzip);
- *ch* in der Sequenz *chs* statt der phonologischen Graphie *k* bzw. *ck* (vgl. § L 49, 3);
- *ng* für das Phonem *ŋ* nach Monophonematisierung des *ŋ+g* zu *ŋ* (vgl. L 63, 1);
- *s* in der Sequenz *rs* statt der Schreibung *rsch*, die zumindest den meisten Dialektaussprachen entsprochen hätte (vgl. § L 54, 4);
- Doppelgraphie zwischenvokalisches stehender Konsonanten als Fortsetzung der Kennzeichnung langer Konsonanten (Geminaten) (vgl. § L 1.7.1).

7.3. Das morphologische Schreibprinzip

Nach dem morphologischen Prinzip (oft auch *etymologisches* Prinzip genannt, mit diesem aber nicht vollständig deckungsgleich; s. u.) wird die

Graphie von Flexions-, Wortbildungs- oder Stammmorphemen tendenziell konstant gehalten. Dies setzt immer die synchronmorphologische Durchsichtigkeit des Morphems voraus; komplementäre Phonemverteilungen, wie sie im Bereich des Konsonantismus seit mhd. Zeit durch die Verhärtung der Lenes im Wort- und Silbenauslaut sowie inlautend vor Fortis existierten, werden demnach in der Schreibung nicht nachvollzogen. Verbindet sich mit der synchronen Durchsichtigkeit des Morphems die Erkenntnis seiner etymologischen Herkunft und der Wunsch nach deren Dokumentation, so tendiert das morphologische Prinzip gleichzeitig zur etymologisch richtigen bzw. zur volksetymologischen Schreibung. Auch die Analogisierung der Graphie von Kurzmorphemen nach einem häufigeren Muster, z. B. der zweisilbigen Wortstruktur, fällt in den Bereich morphologischer Schreibungen.

Als konsequentester Niederschlag morphologischer Schreibung gilt im Bereich des Vokalismus die Kennzeichnung des morphologischen Umlauts von *a* und *au* durch *ä* und *äu* (vgl. §§ L 12; 20; 28).

Im Konsonantenbereich hat die Nichtkennzeichnung der Auslautverhärtung etymologischer *b*, *d*, *g* morphologische Gründe. Es handelt sich dabei um eine Erscheinung, die bereits in den Handschriften des Mhd. (nicht dagegen in normalisierten Textausgaben) begegnete, im 14. Jh. eine deutliche Tendenz zur Regelmäßigkeit erkennen läßt und sich bis ins 16. Jh. als Regel durchsetzt. Im Detail begegnen Differenzen zwischen den betroffenen Einheiten, regionale Unterschiede sowie Unterschiede, die durch die Distribution der Einheiten inlautend oder auslautend, im Auslaut von Stamm- oder von Wortbildungsmorphemen, nach Vokal oder nach Konsonant bedingt sind. Zweifel an der morphologischen Motivierung der Nichtkennzeichnung der Auslautverhärtung ergeben sich dann, wenn man die Existenz einer gehobenen, Lenis und Fortis unterscheidenden Aussprache in Zweifel zieht. In diesem Falle würde sich die Durchsetzung geschriebener *b*, *d*, *g* in den Verhärtungsstellungen für das gesamte binnenhochdeutsche Gebiet eher als Auswirkung des phonologischen Schreibprinzips erklären lassen. In der Literatur wird diese Möglichkeit höchstens als mundartliche Überlagerung der Lenis-Fortis-Verteilung, kaum aber als generelles Motiv behandelt; vgl. Rückert 1878, 204–211; von Bahder 1890, 263–266; Hartmann 1922, 49–50; Langosch 1933, 41–42; Feudel 1961, 74–75; Pfeffer 1972, 144; Bentzinger 1973, 79–80; Glaser 1985, 248–251; H. Bach 1985, 2, 167–172.

Volksetymologien werden als eine Erscheinung, die eher in das Gebiet der Lexikologie als der Phonologie und Graphematik gehört, in den historischen Laut- und Schreiblehren nicht systematisch, wohl aber mit einer Menge von Einzelbeispielen erfaßt. Sie fallen insofern unter das morphologische Schreibprinzip, als isolierte Stamm- und Wortbildungsmorpheme mit einem durchsichtigen und seiner Zeichengestalt nach ähnlichen Mor-

phem identifiziert, dadurch neu motiviert und schreibsprachlich festgehalten werden. Die Grammatik erwähnt Volksetymologien vor allem in §§ L 52,3 (z. B. *mausern*); L 57 (z. B. *heidechse*), L 62,4 (z. B. *anzucht*). Insgesamt spielt die Volksetymologie gegenüber der etymologisch richtigen Schreibung, die angesichts des jahrhundertelangen Fehlens einer etablierten Norm einen erstaunlichen Umfang hat, nur eine untergeordnete Rolle. Als eine Sonderform der Volksetymologie kann die für einige Vorkommen von *sch* vermutete Suffixattraktion gelten (vgl. § L 54,4).

Lehnschreibungen konservieren Eigenheiten des Schreibsystems einer entlehnten Sprache (Ausgangssprache) in den entlehnten Einheiten einer Zielsprache oder kommen dadurch zustande, daß graphisch bereits an das Schreibsystem der Zielsprache angegliche Einheiten immer wieder neu auf die Graphie der Ausgangssprache rückbezogen werden. Die damit in den Varianzbereich der Zielsprache hineingelangende Lehnsschreibung kann sich analogisch auf deren Erbwortschatz übertragen. Nach dem morphologischen Schreibprinzip wird die Lehnsschreibung gegen die Regelgraphie der Zielsprache festgehalten und dadurch die Erkennbarkeit der entlehnten Einheit gesichert. In den in der Grammatik behandelten Fällen erfolgt dies am ehesten für *y*, *ch* und *x* (letztere beiden Schreibungen statt *k*; vgl. § L 49,2), weniger konsequent für *c* (ebenfalls statt *k*) und für *ph* (statt *f*; vgl. § L 51,2) und *rh* (statt *r*; vgl. § L 65,2).

Wie die Lehnsschreibung so tendiert auch die Entlehnung morphologischer Gesamteinheiten nach möglichst weitgehender Konservierung der graphischen Zeichengestalt der betroffenen Einheit der Ausgangssprache. Angleichungen an die Zielsprache kann durch fortwährende Neuentlehnungen entgegengewirkt werden.

Graphische Zerdehnungen überführen kurze einsilbige Wörter in zweisilbige und geben diesen damit eine im Deutschen üblichere Silbenstruktur (vgl. § L 57,3). Unter dem gleichen Gesichtspunkt können die sehr stark schwankenden Hiattfüllungen gesehen werden.

7.4. Das semantische Schreibprinzip

Homophone waren für die Sprachtheoretiker der frnhd. Zeit bereits seit dem 15. Jh. ein Problem; vgl. Buchtitel wie *Eyn Nutzlich buchlein etlicher gleich stymender worther Aber vngleichs verstandes* (Fabritius 1532). Dementsprechend begegnen z. B. bei Niclas von Wyle, im Kölner *schryfftspiegel*, bei Fabritius, Meichßner (Quellen bei Müller 1882) Vorschläge einer semantisch gesteuerten schreibsprachlichen Differenzierung homophoner Einheiten (z. B. *lid* / *lied*, *weise* / *waise*, *das* / *daß*). Das damit theoretisch erreichte Prinzip ‚Homophonie versus Heterographie‘ erfährt aber erst in der Aufklärung eine gewisse Systematisierung (vgl. Mogensen 1992).

7.5. Zusammenfassendes zur graphischen Varianz

Das Zusammenspiel der Schreibprinzipien unterliegt in der Schreibrealität insbesondere des älteren und mittleren Frnhd. einer vor allem schreibsoziologisch bedingten unterschiedlichen Mischung. So ist die Gültigkeit des phonologischen und des morphologischen Prinzips gegeneinander verschoben, wenn z. B. Lehn Schreibungen auch für Phoneme und Phonemfolgen (etwa *x* für *ks*) von Erbwörtern bzw. Flexionsformen von Erbwörtern gebraucht werden. – Eine zusätzliche Quelle für graphische Varianz liegt in der Möglichkeit, innerhalb des phonologischen Prinzips sehr unterschiedliche Distributionsregeln für bestimmte Grapheme oder Graphemverbindungen zuzulassen.

Zusätzlich zu all dem ist zu beachten, daß nur das Schreibideal des Frnhd. einer grammatischen Richtigkeit im Sinne des unter § L 69 Vorgetragenen verpflichtet ist. Die Schreibrealität unterliegt in erheblichem Maße auch sprechsprachlich-situativen sowie dialektal-räumlich bedingten Lautvariationen.

Das jeweilige Mischungsverhältnis der Schreibprinzipien, die unterschiedliche Anwendung einzelner Prinzipien und die sprechsprachlichen Einflüsse verleihen dem Frnhd. den Grad an Varianz, der Gegenstand jedes Paragraphen des Vokal- und Konsonantenteils dieser Grammatik ist.

2. Allgemeine graphische Entwicklungen

In den nachfolgenden Kapiteln werden die wichtigen graphischen Prozesse des Frnhd. und einige Besonderheiten (Kürzelzeichen, Doppelformen) dargestellt. Zu den graphischen Zeichenbeständen des Frnhd. und zur Schrift (-entwicklung) s. vor allem Grun 1935; 1966; weiterhin auch Mentz 1912; Hill 1915; Santifaller 1930; Kapr 1959; Sturm 1961; Jensen 1969; Bischoff 1969; 1986; Die Entwicklung der Schrift 1981; Steinmann 1982; Heinemeyer 1982; Moulin 1990. § L 2

2.1. Entwicklung der Großschreibung

Lit.: Hagemann 1880; Tesch 1890; V. Moser 1.1. § 5; 1936; Malige-Klappenbach 1955; Weber 1958; 1960; Risse 1980; Mentrup 1980a; 1980b; Kaempfert 1980; Deutsche Orthographie 1989; Moulin 1990.

Seit dem Spätmhd. werden zunehmend Großbuchstaben (Majuskeln) in initialer Position (Text, Textpartie, Zeile, Satz, Lexemgruppe, Lexem) eingeführt. Die Entwicklung wurde bisher nur in ihren Grundzügen skizziert; genauere Ergebnisse stehen noch aus. § L 3

1. Majuskeln in text(partie)-, strophen- bzw. versinitialem Stellung, die sich bis ins Ahd. zurückverfolgen lassen, setzen sich im 14./15. Jh. durch. Die Funktion der Majuskel beruht darin, entweder Schmuck (Schmuckinitiale) oder Sprech- bzw. Pausenzeichen zu sein. Seit dem 15. Jh. wird zunehmend der Satzbeginn durch Majuskel gekennzeichnet. In einer Übergangszeit, in der die Interpunktion noch nicht satzlogisch geregelt ist (vgl. § L 6), übernimmt die satzinitiale Großschreibung zumindest partiell die Funktion eines Satzzeichens (vgl. bes. Deutsche Orthographie 1989, 111, 146–204, 219–221). Im 2. Viertel des 16. Jhs. setzt sich die satzinitiale Großschreibung (im Druck) durch. Text- und stropheninitiale Großschreibung fallen mit der satzinitialen Großschreibung zusammen. Die Großschreibung von Verszeilen ist im 15. Jh. üblich (vgl. V. Moser 1.1. § 5.1).

Anm. 1: Am Beginn wichtiger Absätze finden sich im Frnhd. oft mehrere Majuskeln hintereinander (in dem ersten oder in mehreren aufeinanderfolgenden Wörtern) oder über mehrere Zeilen (jeweils das erste Wort der Zeile) (vgl. V. Moser 1.1. § 5, Anm. 1).

Anm. 2: Es ist zu vermuten, daß die Entwicklung der Großschreibung – ähnlich wie auch die Entwicklung der Interpunktion (vgl. § L 4) – in text-, strophen- bzw. satzinitialer Position in primär zum Vortrag gedachten Texten (Textsorten) anders verläuft als in primär zum stillen Lesen gedachten.

Anm. 3: Prinzipiell ist zwischen der Entwicklung der Großschreibung in Hss. und Drucken zu unterscheiden. Die Großschreibung in den Hss. verläuft nicht nur anders als in der Druck-Schrift, sondern zeigt zusätzlich Probleme der Bewertung einzelner Buchstaben als Majuskel bzw. Minuskel. Beide weisen oft die gleiche Form auf und unterscheiden sich lediglich durch die Zeichengröße (mit fließenden Übergängen). Zudem erscheinen einige Buchstaben in initialer, aber auch in medialer Position oft so groß, daß sie als Majuskeln angesehen werden können (manche Transkriptionen geben sie auch als solche wieder), was jedoch jeder Theorie der Großschreibung und der Beschreibung ihrer Entwicklung entgegensteht; dies sind vor allem *J* (für *i* und *I*), *Z* (für *z* und *Z*), aber auch *D* (für *d* und *D*), *V* (für *u* und *U*), *O* (für *o* und *O*) etc.

Leider ist bisher auch der nicht gering zu achtende Anteil der Drucker an der Entwicklung der Großschreibung nicht hinreichend erhellt.

Anm. 4: Zu Luther liegen genauere Ergebnisse vor (Risse 1980; Moulin 1990). Am Satzbeginn ist die Großschreibung bei Luther in den 20er Jahren fest (in den Briefen ab 1524; vgl. Moulin 1990, 105ff., 182, 192).

Bei der Markierung von Teilsätzen durch Majuskel erkennt Moulin a.a.O. Tendenzen. So werden etwa koordinierende Konjunktionen nur dann groß geschrieben, wenn sie in Spitzenstellung des zweiten Gefügepartners stehen. Bei subordinierenden Verknüpfungen werden uneingeleitete Nebensätze häufiger mit Majuskel versehen als eingeleitete. Bei nachgestelltem Hauptsatz wird dieser besonders häufig durch Majuskel eingeleitet.

2. Die lexeminitiale Großschreibung hat von ihren ersten Ansätzen (im Mhd.) bis ins 16. Jh. vornehmlich die Funktion der Hervorhebung. Mit Majuskeln versehen werden Eigennamen, später Amtsbezeichnungen und

Bezeichnungen hoher sozialer Ränge (*Pabst, Kaiser* etc.), soziale Institutionen (*Reich, Amt, Stadt* etc.), Gattungsbezeichnungen (*Mensch* etc.), nomina sacra (*hl. Geist, Evangelium* etc.), Themawörter (*Glaube, Liebe, Hoffnung* etc.), Titel von Schriften bzw. Abschnitten, Überschriften (*Lobgesang, Klaglied* etc.), Fremdwörter, wobei die Motive für eine Hervorhebung durch Majuskel oft kombiniert oder kumuliert auftreten können (vgl. die genauen Zahlenangaben zu Luthers Briefen bei Moulin 1990, 185ff.). Das Prinzip der Hervorhebung erlaubt es prinzipiell, alle Substantive sowie auch andere Wortarten durch die Verwendung initialer Majuskel hervorzuheben. Bereits im 16. Jh. kann im Prinzip jedes Substantiv groß geschrieben werden. Zu Beginn des 17. Jhs. ist die Entwicklung der Substantivgroßschreibung so weit fortgeschritten, daß sie als Hervorhebungsprinzip weitgehend ungeeignet erscheint. Orthographielehrer und Grammatiker (Johann Becherer 1596, Stephan Ritter 1616, Christophorus Achatius Hager 1639 und erstmals in einer deutschsprachigen Grammatik Johann Girbert 1653) beginnen nun die Großschreibung aller Substantive vorzuschlagen bzw. zu fordern und wandeln das Prinzip der Großschreibung damit zu einem orthographischen. Zum Verlauf der Entwicklung im einzelnen s. die Skizzen von V. Moser 1.1. § 5.2, Malige-Klappenbach 1955; zur Motivation bes. Kaempfert 1980.

Einen weiteren Bereich der Großschreibung beschreibt Weber (1958, bes. 228ff.). Anhand unterschiedlicher Wortgruppen belegt er eine wortgruppeninitiale Großschreibung, so im Falle mehrgliedriger Eigennamen (*Conrad weber*), mehrgliedriger Zahlenausdrücke (*Dri und zweinzig*), bei Adjektivattribut plus Substantiv (*Ehrliche leute, Alt geschir*), substantivischem Attribut plus Substantiv (*an Kindes statt, Lands art*) und bei substantivischen Doppelformen (*Hab und gut, Fleisch und blut*). Die Zahl dieser Belege steigt vom 14. bis zum 16. Jh. steil an, ist aber im 17. Jh. wohl aufgrund der konsequenteren Substantivgroßschreibung wieder stark rückläufig.

Anm. 5: Die Adjektivgroßschreibung in Syntagmen wie *Alt geschir* geht nicht unmittelbar auf die der Substantive über (vgl. Risse 1980, 175), sondern die Substantivgroßschreibung tritt hinzu, so daß bes. im 17. Jh. häufig beide Bestandteile einer Gruppe groß geschrieben werden.

3. Die Adjektive weisen neben den Substantiven den größten Anteil an Majuskeln auf. Sie werden zunehmend vom 15. bis 17. Jh. groß geschrieben. In der 2. Hälfte des 15. Jhs. findet eine stärkere Zunahme (nach den Materialien des Bonner Korpus) zunächst im Obd. statt. Die große Zeit der Adjektivgroßschreibung liegt im 16. Jh. und in der ersten Hälfte des 17. Jhs.

Mit Majuskel finden sich Adjektive überwiegend in attributiver Verwendung. Als wichtigste Gruppen werden von V. Moser 1.1. § 5.2 genannt: Ableitungen von Ei-

gennamen (*Römisch, Lutherisch* etc.), Ableitungen von Bezeichnungen hochstehender Personen (*Kaiserlich, Apostolisch* etc.), Ableitungen von anderen Substantiven, Adjektive religiösen Inhalts (*Heilig, Geistlich* etc.), Respektsbezeichnungen (*Älteste, Weise* etc.) und im Satz herausgehobene Adjektive. Rund 75% aller Adjektivgroßschreibungen im Material des Bonner Korpus sind Desubstantiva, bei denen bis zu einem gewissen Grad die Großschreibung der substantivischen Basis eine Rolle spielt. Besonders groß ist der Anteil der *-isch*-Derivativa an der Großschreibung. Im 16./17. Jh. weist das Bonner Korpus rund 90% der *-isch*-Ableitungen mit Majuskel aus; dem folgen mit großem Abstand *-ig/-lich*-Derivativa.

Bei der kleineren Gruppe der nicht desubstantivischen Adjektive mit Großschreibung dominieren zwei Funktionen: 1. die von V. Moser genannte Hervorhebung im Satz. Diese zeigt sich deutlich bei Antonymen (*Alt / Jung, Lang / Kurz, Groß / Klein* etc.) und anderen Gegensatzpaaren (*Fleischlicher Leib* vs. *Geistlicher Leib, Irdische Güter* vs. *Heilige Güter* etc.). 2. die bisher nur von Weber 1958 gut herausgearbeitete wortgruppeninitiale Großschreibung (vgl. oben).

Anm. 6: Die Anredepronomina werden zur Hervorhebung des Respekts seit dem 14. Jh. zunehmend groß geschrieben (vgl. V. Moser 1.1. § 5c).

Anm. 7: Andere Wortarten zeigen weitaus seltener Majuskel. In der Hauptsache handelt es sich um (demonstrative oder emotionale) Hervorhebungen im Satz (vgl. V. Moser 1.1. § 5d,e,f).

Anm. 8: Bei zunehmender Verwendung von Majuskeln werden Hervorhebungen und gegebenenfalls Differenzierungen durch Großschreibung weiterer Buchstaben eines Lexems vorgenommen: *GOtt GOTT, HErr HERr* etc. (vgl. V. Moser 1.1. § 5, Anm. 4).

Anm. 9: Aufschlußreich – auch im Blick auf die unterschiedliche Entwicklung der Großschreibung in Hs. und Druck – ist der Vergleich Lutherscher Hss. mit den Drucken (vgl. Haubold 1914). So weicht die Großschreibung der Substantive in Hs. und Druck völlig voneinander ab. Die Drucker setzen willkürlich Majuskeln, wo Luther Minuskeln verwendet, und umgekehrt Minuskeln, wo Luther Majuskel schreibt – was das Hervorhebungsprinzip für diese Zeit bereits deutlich in Frage stellt.

Luther benutzt in seinen Hss. verstärkt auch Majuskeln bei Adjektiven (z. T. auch bei anderen Wortarten), die zumeist von den Druckern zu Minuskeln verändert werden. Lediglich Luftt ändert bei Adjektiven Luthers Minuskel mitunter in Majuskel.

2.2. Entwicklung der Interpunktion

Lit.: Bieling 1880; J. Müller 1882; Michaelis 1883; Glöde 1894; Traube 1909; V. Moser 1.1. § 2; Gumbel 1930; van der Lee 1977; Besch 1981; Höchli 1981; Garbe 1984; Stolt 1988; 1990a; 1990b.

§ L 4 Während die Entwicklung der Interpunktion im Spiegel der frühneuzeitlichen Grammatiken und Orthographielehren recht gut aufgearbeitet ist (s. bes. Höchli 1981), steht eine umfassende Darstellung anhand von Primärquellen noch aus. Die folgende Darstellung stützt sich deshalb auf Moser 1.1. § 2.

Die Interpunktion entwickelt sich im Frnhd. von einem System, das primär der Kennzeichnung von Sprech- bzw. Lesepausen (rhetorisches Interpunktionssystem) dient, zu einem Zeichensystem der syntaktischen Gliederung und Bedeutungsdifferenzierung (etwa Fragezeichen). Der Gebrauch der Interpunktionszeichen nimmt im Verlauf des Frnhd. erheblich zu. Seit dem 16. Jh. findet eine stärkere Zeichenspezialisierung statt, ohne daß dieser Prozeß am Ende des Frnhd. abgeschlossen wäre. Insgesamt bleibt der Gebrauch der einzelnen Zeichen noch bis ins 17. Jh. hinein anders geregelt als im Nhd. (inwieweit hier Regeln beschreibbar sind und inwieweit hier Regellosigkeit herrscht, bleibt noch festzustellen).

Anm. 1: Eine genaue Erforschung der Interpunktionsentwicklung muß deren unterschiedlichem Verlauf in Texten (Textsorten), die primär zum Vortrag gedacht sind (wie Liederbücher, liturgische Texte, aber auch Zeitungsvorläufer und Flugblätter), und solchen, die primär zum stillen Lesen gedacht sind, Rechnung tragen. Im ersten Fall gilt noch weit über das Frnhd. hinaus stärker das rhetorische Interpunktionsprinzip (vgl. V. Moser 1.1 § 2.1; bes. Stolt 1990a; 1990b). Für die Lutherbibel scheint dies partiell bis ins 19. Jh. hinein zu gelten (vgl. Besch 1981).

Punkt: Als ältestes Satzzeichen ist der Punkt seit Beginn des Frnhd. gut belegt (in der Frühzeit auch in Hoch- oder Mittelstellung). Er dient (neben der zunächst noch selteneren Virgel, s. unten) zunächst noch primär als rhetorisches Interpunktionszeichen und erlangt erst allmählich – nach Textsorten sehr verschieden – seine heute dominierende Funktion als satzschließendes Zeichen, wobei ‚Satz‘ hier in einer Übergangszeit noch anders aufgefaßt werden muß als im Nhd. (vgl. Stolt 1990a/b). Im 14./15. Jh. ist der Punkt polyfunktional. Neben der rein rhetorisch begründeten Funktion nimmt er weitere Funktionen wahr, wie z. T. im Nhd. (als Abkürzungszeichen, nach Ziffern zur Kennzeichnung der Ordinalzahlen). In satz- bzw. redeschließender Funktion konkurriert der Punkt mit der Virgel und – in geringerem Maße – mit der Großschreibung (vgl. § L 3).

Doppelpunkt: Der Doppelpunkt, der zunächst ebenfalls zur Redegliederung eingesetzt wird, erscheint vermehrt erst im 16. Jh. (in der Lutherbibel 1694; vgl. Besch 1981, 191, obwohl Luther ihn bereits 1520 in Hss. vielfach benutzt; vgl. Haubold 1914, 18, 34, 56), zunehmend in der Funktion der Ankündigung vor direkter Rede, aber auch zur Trennung von Haupt- und Nebensatz. In allen Funktionen konkurriert der Doppelpunkt mit dem Punkt, der Virgel, seltener mit dem Semikolon.

Virgel und Komma: Die Virgel, die Langform des Kommas, die seit dem Spätmhd. auftritt, erscheint vermehrt seit Ende des 15. Jhs. Sie ist trotz ihrer zunächst primären Funktion als rhetorisches Interpunktionszeichen ebenfalls polyfunktional wie der Punkt und konkurriert mit den meisten anderen Zeichen (bes. dem Punkt) in einigen dieser Funktionen (Redeschluß, Satz- bzw. Redegliederung). Parallel zur allmählichen Festlegung des Punktes auf seine satzschließende Funktion dient die Virgel –

wie auch ihre Kleinform, das Komma – zunehmend der satzinternen Gliederung. Im 18. Jh. setzt sich das Komma, das zuerst hinter in Antiqua gedruckten Wörtern erscheint, gegenüber der Langform durch (für die Lutherbibel nennt Besch a.a.O. die Ausgabe der Canstein-Bibel von 1736). Die von einigen Grammatikern (zuerst wohl Johann Rudolf Sattler 1607) vorgeschlagene Trennung von Komma (in lateinischen Texten) und Virgel (in deutschen Texten) setzt sich nicht durch.

Semikolon: Der Strichpunkt wird seit Mitte des 16. Jhs., wie das Komma, zuerst nach Antiquatype benutzt, tritt aber vermehrt erst im 17. Jh. konkurrierend mit Punkt und Virgel (später Komma) als Gliederungssignal auf (für die Lutherbibel belegt Besch a.a.O. Semikolon in der Ausgabe von 1797). Bis zum ersten Viertel des 16. Jhs. nimmt ein Vorläufer (*periodus*) eine Unterteilungsfunktion ein, die der des Punktes zumindest gleichgesetzt wird (vgl. Höchli 1981, 268).

Fragezeichen: Das Fragezeichen findet sich – obgleich es von Beginn des Frnhd., wenn auch z. T. in anderer Form, bekannt ist – vermehrt erst seit dem 16. Jh., und zwar nach direkten, seltener nach indirekten oder rhetorischen Fragesätzen.

Ausrufezeichen: Das Ausrufezeichen ist in seiner heutigen Form seit dem 16. Jh. belegt, findet sich vermehrt aber erst im 17. Jh. Seit Riederer 1493 bzw. 1535, der einen Vorläufer des Ausrufezeichens als *exclamativus* oder *admirativus* bezeichnet, werden seine Funktionen als *Ausruffungszeichen* (Ratke) bzw. *Verwunderungszeichen* (Gueintz) beschrieben. Die Grammatiker des 17./18. Jhs. betonen zumeist stärker die Funktion der Verwunderung.

Klammer: Die Klammer wird häufig, oft mehrfach ineinandergeschachtelt verwendet. Während die Form variiert: [], (), / /, /: :/, (: :), :/: :/, [: :], ist die Funktion als Parenthesezeichen doch weitgehend einheitlich. Die Bezeichnung ‚Klammer‘ hat sich noch bis zum Ende des 18. Jhs. nicht durchgesetzt.

Trennungszeichen und Bindestrich: Als Trennungszeichen (am Zeilenende) werden seit dem 12./13. Jh. der Einfachstrich (-), später der Doppelstrich (=) verwendet. Bis zum 16. Jh. ist die Trennung noch recht willkürlich; sie kann nach jedem Buchstaben erfolgen. Erst im 16. Jh. setzt sich allmählich die Trennung nach der Silbengrenze durch. Mit dem Aufkommen des Bindestriches (bes. in der Komposition) im 16./17. Jh. (zuerst wird das Hyphen von Schottelius erläutert) werden beide Zeichen vermisch. Der Gedankenstrich erscheint erst im 18. Jh.

Anführungsstriche: Die Anführungsstriche, eine italienische Neuerung des 16. Jhs., werden in deutschen Drucken nur recht selten verwendet; häufiger finden sie sich erst im 17. Jh. Beschrieben werden sie zuerst im 18. Jh. bei Hieronymus Freyer.

Alinea: Die Alinea (¶) dient vornehmlich in Drucken bes. seit dem 16. Jh. zur Kennzeichnung von Absätzen oder Neueinsätzen; sie hat damit zum Teil die Funktion der Majuskel (vgl. § L 3) übernommen.

Anm. 2: Zur Variation und damit zur begrifflichen Verwirrung der Bezeichnungen der einzelnen Interpunktionszeichen s. Höchli 1981, bes. 316ff.

Anm. 3: Hinsichtlich der Interpunktionslehren durch die Grammatiker und Orthographen unterscheidet Höchli 1981, 313f. drei Phasen:

„1. Eine lateinisch ausgerichtete Phase, die mit Niklas von Wyle [1478; K.-P. W., ebenso die anderen Einfügungen] begann, mit Friedrich Riederer [1493] den Höhepunkt erreichte und mit dem Schriftspiegel [1527] endete.

2. Eine Phase der praxisorientierten Selbstbesinnung, die mit dem einfachen System von Johannes Kolross [1530] einsetzte und einige bedeutende Vertreter wie Valentin Ickelsamer [1534] und Johann Rudolf Sattler [1617] hervorbrachte, wobei mit letzteren [!] diese Phase zu Ende ging.

3. Eine Phase, die von Ratke [1612–1630] mit der Einführung der vier Hauptzeichen Komma, Semikolon, Kolon und Punkt begründet wurde, und die ihren Abschluss mit Adelung [1781–1788] noch nicht gefunden hat.“

2.3. Abkürzungen und Kürzel

Lit.: V. Moser 1.1. § 3; Traube 1909; Grun 1935; 1966; Capelli 1985; Dülfer-Korn 1986.

Nachgesetzter Punkt und (seltener) bis ins 17. Jh. auch nachgesetzter Doppelpunkt werden als Abkürzungszeichen verwendet, wobei es keine Norm gibt, an welcher Stelle ein Wort abzukürzen ist: *kais.*, *kaiser.*, *may.*, *mayest.* Kürzelzeichen werden in deutschsprachigen Texten (die Urkunden stellen eine gewisse Ausnahme dar) weit weniger häufig und weniger umfangreich eingesetzt als in lateinischen. Die wichtigsten sind der sogenannte Nasalstrich (-) oder (~) (im älteren Frnhd. auch ^) und das (e)r-Kürzel (') (in Hss. des 14./15. Jhs. auch ^s, in Drucken des 15. Jhs. auch ^).

Nasalstrich: Über einem Vokalzeichen ersetzt der Nasalstrich ein nachfolgendes *m* oder *n* (*tēpel*, *mēsch*, *lād*, *kōmē*). In einigen Fällen führt die Verwendung von Nasalstrichen zu Homographien (so kann *ī* je nach Kontext *im*, *in* oder *i(h)m*, *i(h)n* vertreten). Besonders die Unterscheidung von Akk. und Dat. ist hierdurch oft eingeschränkt (etwa *vō* für *von* oder *vom*, *dē* für *den* oder *dem*). Sonderformen stellen *vñ* (für *vnd*) und *vñ* (für *vmb*) dar. Über einem nasalen Konsonanten zeigt der Nasalstrich Doppelkonsonanz an (*kōnen*, *stāñ*), in finaler Position vertritt er dann *e* (*herrñ*, *wärñ*).

(e)r-Kürzel: (e)r-Kürzel über oder hinter einem Vokal vertritt *r* (*ja'*, *de'*), über oder hinter einem Konsonanten *er* (*d'*, *v'borgen*, *kind'*). Nach *d* hält sich das Kürzelzeichen bis ins 17. Jh.

Anm. 1: *dz* (*das*) und *wz* (*was*) sind als Kürzel in Drucken im gesamten Frnhd. üblich.

Anm. 2: Selten ist in deutschen Texten *ʔ* für *us* (*verdamnu ʔ*), *ʒ* für finales *m* (*heiltuʒ*), und finales *ſ* für *en*.

Anm. 3: Zwischen *w* und *n(d)* fällt *u* gelegentlich aus (*wnder*).

Anm. 4: Apostroph als graphisches und lautliches Kürzelzeichen findet sich (insgesamt selten) nach franz. Vorbild im 16. Jh. zuerst im Westen, im 17. Jh. auch im Omd. und im Oobd.

Anm. 5: Weitere, seltener verwendete bzw. weitgehend auf Hss. beschränkte Kürzelzeichen s. in der oben angeführten Literatur.

2.4. Getrennt- und Zusammenschreibung

§ L 6 Die Getrennt- bzw. Zusammenschreibung von Wörtern ist bis ins 16. Jh. hinein noch wenig geregelt. Erst im 16. Jh., aber auch im 17. Jh. noch keineswegs konsequent, lassen sich Regelungen erkennen.

Häufig werden in der Sekundärliteratur getrennt geschriebene Komposita aufgeführt (etwa V. Moser 1.1. § 4). Da jedoch unklar ist, inwieweit hier jeweils der Grad des Verständnisses von Zusammengehörigkeit geht, stellt die getrennte Schreibung nicht nur, und wohl nicht einmal primär, ein graphisches Phänomen dar. Denn häufig besteht im Frnhd. nur ein loser Zusammenhalt in Form einer Kontaktstellung und noch nicht eines festen Kompositums (vgl. dazu Okrajek 1966, Pavlov 1972 u. 1983). Einen Übergang stellt der Bindestrich vor allem des 17. Jhs. dar (*Abend=Stunde*, *Feld=Herr* etc.). Bei präpositionalen Verbindungen mit *zu* schwankt die Zusammenschreibung bis ins 17. Jh. (*zu rück* neben *zurück* etc.). Die Pronominaladverbien werden bis Mitte des 16. Jhs. meist getrennt (*da mit*, *dar an* etc.).

Der Infinitiv mit *zu* (*ze*) wird z. T. bis ins 17. Jh. zusammengeschrieben (*zufinden*).

Enklise tritt insbesondere auf bei nachgestelltem Pronomen: *mans* (*man es*), *vfs* (*auf es*), *mugens* (*mögen sie*), *söltens* (*sollten sie*), *furn* (*für ihn*), *ern* (*er ihn*), *bekannter* (*bekannte er*), *testu* (*tättest du*), *zeme* (*zu mir*) etc.

Proklise ist weit seltener: *zein* (*zu einem*), *zem* (*zu ihm*). Vgl. V. Moser 1.1. § 4.

3. Vokalismus

3.1. Graphische Prozesse

3.1.1. Bezeichnung vokalischer Länge

§ L 7 Die graphische Markierung der relativen Länge eines Vokals kann im Frnhd. durch Vokalverdopplung, durch nachfolgendes *h* bzw. durch ein nachgestelltes Vokalzeichen (*e*, *i*, *y*) erfolgen.

1. Die Vokalverdopplung, die bereits im Ahd., nicht aber im normalisierten Mhd. verbreitet ist, nimmt vom 14. Jh. an zu und erreicht bes. im Wobd. (und hier wohl bes. in Zürich) im 16. Jh. und in der 1. Hälfte des 17.

Jhs. ihren Höhepunkt, mit einem starken Einfluß auf das Md. (vgl. V. Moser 1.1. § 7).

ee ist seit dem 14. Jh. allgemein weit verbreitet (*geen, seer, meer, heer* etc.). Die Verdopplung steht für mhd. *ê* (und *æ*), aber auch – nach durchgeführter Dehnung (vgl. § L 34) – für mhd. *e* und *ē*. Die starke Verbreitung von Doppelschreibungen mit *ee* im Obd. des 16. Jhs. bleibt weitgehend regional begrenzt (*meel, keeren, weeg* etc.). *ee* erscheint gelegentlich auch im Nebenton (*schwesteer*).

aa ist zunächst nur obd. (*staat, haar, schaar* etc.). In Züricher Drucken des 16. Jhs. nimmt es stark zu (*maal, spraach, slaafen* etc.) und wirkt auf den gesamten obd. Raum ein. Im Omd. wird *aa* als Import übernommen, bleibt aber insgesamt selten. Häufig begegnet es dagegen in norddt. Drucken.

oo ist weit seltener, aber im gesamten Gebiet vertreten (thür. *froo, roo*; wmd. *voor, boot*; nürnb./schles. *wool*; obd. *blooß, hooch*; mfrk. *schoos, bloos, root*; norddt. *blooß, hooch*).

uu ist äußerst selten belegt (*thuun*).

ii tritt in größerer Zahl nur im Wmd., bes. Mfrk., auf und ist schwer von der sog. *i*-Dehnung zu trennen (vgl. unten). *ii* erscheint zumeist im 14. Jh. mit *i*-longa (*ij*) und wird allmählich durch die Ligatur *y* verdrängt (vgl. V. Moser 1.1. § 7).

2. Die graphische Markierung der relativen Länge von *i* durch *e* ist eng verbunden mit der Monophthongierung von mhd *ie* (vgl. § L 33). Erst nach Durchführung der Monophthongierung wird das *e* frei und kann nun neu funktionalisiert werden. Dieser Prozeß ist in seinen Einzelheiten schwer beschreibbar. Bereits im Mhd. sind jedoch im Md. (bes. Mfrk.) Schreibungen mit *ie* für mhd. */i:/* und nach Durchführung der Dehnung für mhd. */i:/* belegt. Die Verwendung des *e* als Längenmarkierung ist jedoch bis ins 15. Jh. eingeschränkt. Im Md. nimmt die Verwendung in der 2. Hälfte des 15. Jhs. erheblich zu (Frangk 1531 führt *e* explizit als Dehnungszeichen auf) und dehnt sich von da in den obd. Raum aus, und zwar zuerst ins Ofrk. und Ndaalem. (2. Hälfte 16. Jh.), gegen Ende des Jhs. ins Schwäb. und Bair. und zu Beginn des 17. Jhs. ins Hchalem.

3. *i~y* und *e* (nach anderen Vokalen als *i*, bes. nach *a* und *o*) als Längenmarkierung (*jaer~jair, broeder, huis* etc.) ist eine vorwiegend wmd. und nd. Erscheinung mit einem Schwerpunkt zwischen Mainz und dem Niederrhein (zu den häufigsten graphischen Varianten s. Steffens 1988, 224). Diese Längenmarkierung erscheint seit dem 12. Jh. im Rip. und ist insbes. in mfrk. Hss. des 14./15. Jhs. dominant. In Hss. und in Kölner Drucken ist dieser Typ bis ins 16. Jh., in Urkunden bis ins 17. Jh. belegt. Vgl. dazu V. Moser 1.1. § 9; Scheel 1893, 44ff.; W. Müller 1912, 80; Dornfeld 1912 § 2ff.; Scheben 1924, 26ff.; Rupp 1933 § 8; Damave 1964, 7ff.; Dussart-Debêfve 1969, 43ff.; Langenbucher 1970, 158ff.; Schellenberger 1974, 83ff.; Schützeichel 1974, 62 und 115ff.; Steffens 1988, 181f., 186f., 192f., 198f., 202, bes. 224f.

Anm. 1: In Orts- und Familiennamen hat sich dieser Typ erhalten; vgl. etwa *Soest, Troisdorf, Voigt* etc.

4. Die Funktionalisierung von *h* als Längenmarkierung geht ebenfalls vom Md. aus. *h* wird nach dem Verlust seines Lautwertes in medialer und finaler Position (vgl. § L 57) neu funktionalisiert. Dieser Übergangsprozeß ist in seinen Einzelheiten einigermaßen zuverlässig nur dort zu beschreiben, wo *h* in neuen Stellungen erscheint, doch bezeichnet etwa bereits Frangk (Wittenberg 1531) *h* explizit als Dehnungszeichen. Der Verlauf der Entwicklung entspricht weitgehend derjenigen des *e*: vereinzelter Auftreten seit dem 12. Jh. im Md., aber seltener Gebrauch bis ins 15. Jh.; starke Ausdehnung in md. Drucken des 16. Jhs. Im Obd. erscheint *h* als Längenmarkierung nach vereinzelter Vorläufer im 14./15. Jh. vermehrt erst gegen Ende des 16. Jhs. und setzt sich dann allerdings rascher durch als *e*. Zunächst erscheint *h* im Md. wie im Obd. nach mhd. *ê* (*ehre, mehr, sehr* etc.), dann in den Pronomina nach *i* (*ihm, ihr, ihn*) und erst im 16. Jh. nach anderen Vokalen (vgl. V. Moser 1.1. § 10). Bis ins 17. Jh. wird *h* regelmäßiger eingesetzt als in der nhd. Standardsprache, so etwa in *nahme, raht, verlohren, -bahr* etc.

Anm. 2: Doppelte Längenbezeichnung *ie* plus *h* bzw. Doppelvokal plus *h* ist gelegentlich seit dem 16./17. Jh. belegt (*eehr, gemaahl, gebiehr* etc.; vgl. V. Moser 1.1. § 11).

Anm. 3: Zirkumflex, der seit dem Ahd. gelegentlich (bes. bei Notker) und in den normalisierten mhd. Texten regelmäßig zur Kennzeichnung vokalischer Länge eingesetzt wird, ist im 14./15. Jh. gelegentlich noch belegt, dient aber kaum noch eindeutig der ursprünglichen Funktion, mitunter sogar im Gegenteil zur Kennzeichnung vokalischer Kürze; vgl. bes. HSS 1979, 183 und Karte 88.

Anm. 4: *h* kann außerdem auftreten bei Vokalspaltung (vgl. § L 41, Anm. 3) und als Hiatusfüller.

3.1.2. Entwicklung der Umlautsbezeichnung

Lit.: Ausführliche Darstellungen bei V. Moser 1.1. § 16f.; v. Bahder 1890, 199ff. zu *u*; Franke 1913, 117–140; Sohr 1920; Johnson 1941, 86–174; H. Bach 1974, § 25–35; Gr. d. Frnhd. III § 77–85.

§ L 8 ‚Umlaut‘ als Lautwandelprozeß ist ein Phänomen des Ahd. Im Frühneuhochdeutschen stellt dagegen neben der analogen Übertragung des Umlauts auf Formen mit sog. Umlauthemmung oder im Zuge des Lexenausgleichs die graphische Markierung der neuen Vokale einen wichtigen Prozeß dar. Die wenigen Umlautprozesse des Spätmhd. sind unter den jeweiligen Paragraphen aufgeführt. Außerdem ist im Frnhd. der ebenfalls als ‚Umlaut‘ bezeichnete Vokalwechsel zwischen *a* : *ä*, *au* : *äu*, *u* : *ü* und *o* : *ö*, der als morphologisches Prinzip ebenfalls bis ins Ahd. zurückreicht, produktiv, indem er bes. im Numerussystem, bei der Derivation, seltener im Rahmen der Komparation ausgebaut wird. Dieses Nebeneinander

zweier Prozesse führt mitunter zu komplizierten Verhältnissen, da eine mögliche Konkurrenz ‚umgelautet vs. nicht umgelautet‘ durch eine graphische Konkurrenz ‚bezeichneter Umlaut vs. unbezeichneter Umlaut‘ überlagert wird.

Die Umlautsbezeichnungen entwickeln sich landschaftlich verschieden, und zwar im Obd. weit früher als im Md. Fleischer 1966, 71f. führt dies auf die raschere Phonologisierung und Grammatikalisierung des Umlauts im Obd. zurück. Als wesentlichen Grund nennt er neben anderen die verschiedenen Umlauthemmungen, durch die „[. . .] der Zusammenhang zwischen folgendem *i* und Umlautvokal mehrfach unterbrochen war“ (ibid.). Im Norden dagegen, wo der Umlaut regelmäÙig(er) eintrat, behielt er länger Allophonstatus und blieb unbezeichnet. Die einmal gefestigte Schreibtradition widerstand lange obd. Einflüssen. Für die Umlautsbezeichnungen und die damit verbundene funktionelle Entlastung der unbezeichneten Graphien wurden keine völlig neuen Lautzeichen eingeführt, sondern vorhandene Vokalzeichen mit anderen (mehrheitlich *e*, seltener *o*, *u*, *i*, *a*) überschrieben oder mit anderen Diakritika versehen.

Die Entwicklung ist bisher nicht umfassend für den gesamten Bereich des Umlauts beschrieben worden. Lediglich die Durchsetzung der Bezeichnung des morphologischen Umlauts ist im Wesentlichen skizziert in den Bänden der Gr. d. Frnhd. (vgl. III § 77ff.; IV § 89ff.; VI § 132ff.). Der kurze Abriss bei V. Moser 1.1 § 16 legt jedoch die Vermutung nahe, daß auch die Entwicklung der Bezeichnung der übrigen Umlaute nicht wesentlich anders verlaufen ist (zum Umlaut von *u* s. die Studie von Bahders 1890, 199ff.).

Im 14./15. Jh. werden in md. Texte nur die Umlaute von *a* (>*e*) und – soweit nicht monophthongiert – *ou*~*au* (>*eu* u. ä.) bezeichnet. In obd. Texten dagegen ist das System der Umlautszeichen bereits ausgebaut. Ende des 15. Jhs. wird die Umlautsbezeichnung für *o* und *u* im Hess. eingeführt, in der ersten Hälfte des 16. Jhs. im Mfrk. und Omd. Im 17. Jh. ist das System zur Bezeichnung der Umlaute in den Drucken (bis auf geringe Ausnahmen) einheitlich geregelt. Die Umlaute werden durch überschriebenes *e* bezeichnet. Bei initialem Majuskelgebrauch wird *e* oft nachgestellt (*Ae*, *Oe*). Initiales /*ü*/ wird bis ins 18. Jh. oft durch *v*, bei Majuskelgebrauch weitestgehend durch *V* repräsentiert. Zur Entwicklung im einzelnen s. die jeweiligen Abschnitte zu den einzelnen Vokalen.

Zum Plural-Umlaut s. § M 10; zur Umlauthemmung s. § L 9.

3.1.3. Graphisch bedingte Doppelformen

Bis ins 17. Jh. und zum Teil darüber hinaus existieren zahlreiche sog. Wort-doubletten als Ergebnis unterschiedlich weit durchgeführter älterer Lautwandelprozesse, die im Frnhd. nicht mehr aktiv sind. Neben einzelnen Doubletten, deren Verbreitung im Frnhd. wohl allgemein ist und deren Nebeneinander ihre je eigene Wortgeschichte spiegelt (vgl. V. Moser 1.1. § L 9

§ 52ff.), handelt es sich reihenweise um das Nebeneinander von Lexemen mit umgelautetem bzw. nichtumgelautetem Stammvokal. Der Umlaut unterbleibt vielfach im Obd. in bestimmten Stellungen, während er im Md. durchgeführt wurde. Betroffen davon ist bes. der Stammvokal in Derivaten mit den Derivationssuffixen *-(e)re*, *-nisse*, *-lich*, seltener *-igen*, *-ig* und *-isch*. Der Umlaut von *u* unterbleibt im Obd. vor Liquid (*l*, seltener *r*) plus Konsonant, vor Nasal plus Konsonant, vor Affrikata und vor einfachem Guttural. Der Umlaut von mhd. langem *u*, *ou* und z. T. von *uo* unterbleibt obd. vor Labial (*m*, *b*, *f*; die Umlauthemmung von *w* ist allgemeiner und führt seltener zu Doubletten). Dies führt im Frnhd. zum Nebeneinander von Lexemen wie *raumen* neben *räumen*, *saumen* neben *säumen*, *schaumen* neben *schäumen*, *klager* neben *kläger*, *namlich* neben *nämlich*, *gehässig* neben *gehässig*, *loblich* neben *löblich*, *gulden* neben *gülden*, *hupfen* neben *hüpfen*, *bruck(e)* neben *brück(e)*, *traumen* neben *träumen*, *glauben* neben *gläuben* etc. (vgl. auch v. Bahder 1890, 199ff., 213f., 216ff.). Der Ausgleich findet hier zum Nhd. (zum Teil erst im 18. Jh.) nicht durch Lautwandelprozesse statt, sondern entweder durch analoge Bildungen (bei den Derivationssuffixen und in der Flexion) oder durch Lexemersatz im Rahmen der lexikalischen Auswahl- und Durchsetzungsprozesse (s. ausführlich V. Moser 1.1. § 56ff. unter ‚Umlaut‘).

Anm. 1: Das konkurrierende Nebeneinander von *au~aw* und *eu~ew* geht auf ahd. Nebeneinander von *ouw : ew* zurück. Hier erscheint im Frnhd. in der Regel die umgelaute Form im Obd., die nichtumgelaute im Md. (*gaw* neben *gew*, *hau* neben *heu* etc.) (vgl. v. Bahder 1890, 221f.). Zum Nebeneinander von *kauen* und *käuen* etc. s. § L 28.

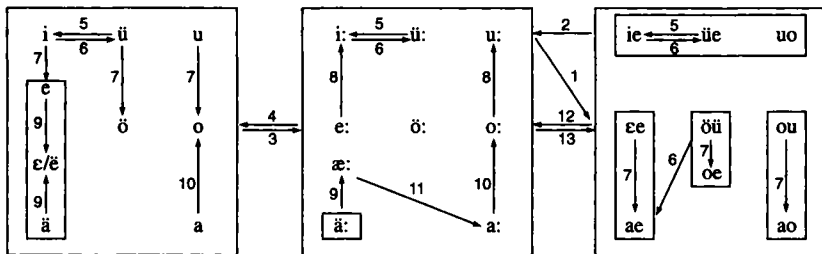
Anm. 2: Reihenbildend sind auch die auf Ablaut / Brechung zurückzuführenden Doubletten mit *e* bzw. *i*, seltener *ö* und *ü* als Stammvokal (*herse* neben *hirse*, *schef* neben *schif*, *höle* neben *hüle* etc.; vgl. V. Moser 1.1. § 53).

Anm. 3: Zum Nebeneinander und zu den Ausgleichsprozessen von *-nis*, *-nus* und *-nüs* s. Besch 1967, 225ff.; Stopp 1976, 47ff.; Besch 1979b; Hatz 1985.

3.2. Inventar der Vokale

§ L 10 Eine Darstellung des Phoneminventars zum gesamten Frnhd. ist derzeit (noch) nicht möglich. Es wäre nur als Diasystem darstellbar, das alle – auch die kleinräumigen – Systeme berücksichtigte und das entweder in mehreren Synchronschnitten oder aber unter Berücksichtigung der Prozessualität dynamisiert dargeboten werden müßte. Die folgende – weniger anspruchsvolle – Übersicht bildet ein System ab, das einerseits die (klassischen normalisierten) mhd. Vokalphoneme (in Anlehnung an Moulton 1961) und andererseits die der nhd. Standardsprache enthält. Damit repräsentiert es zugleich das in jedem Falle zentrale System auch des Frnhd. auf

einer hochschichtigen Ebene. Die Pfeile sollen die wesentlichen (bei weitem nicht alle) lautlichen Entwicklungsprozesse veranschaulichen, die überwiegend im Frnhd. ablaufen bzw. im Verlauf des Frnhd. graphisch faßbar werden. Die Prozesse sind von unterschiedlicher systematischer wie auch regionaler Reichweite. Nur wenige von ihnen bedingen eine Veränderung des Inventars: es sind dies die mhd. Monophthongierung, die Senkung von *ei*, *öü*, *ou* und die *e*-Verschmelzung (im Kurz- und im Langvokalsystem). Andere Prozesse haben größere Bedeutung nur für das Inventar bestimmter Regionen (etwa die Entrundung). Die meisten Prozesse betreffen indes nicht das Inventar; vielmehr tritt der Wandel nur in bestimmten lautlichen Umgebungen ein (kombinatorischer Lautwandel), oder er betrifft nur einen Teil des Wortschatzes ohne erkennbare Regel.



- | | |
|----------------------------------|---|
| 1 Nhd. Diphthongierung (§ L 31) | 8 Hebung (§§ L 21, 24) |
| 2 Md. Monophthongierung (§ L 32) | 9 <i>e</i> -Verschmelzung (§§ L 12, 19, 20) |
| 3 Dehnung (§ L 34) | 10 Annäherung von <i>a</i> und <i>o</i> (§§ L 11, 14, 18, 22) |
| 4 Kürzung (§ L 35) | 11 Wandel von <i>æ</i> : > <i>a</i> : (§ L 18) |
| 5 Entrundung (§ L 36) | 12 Monophthongierung (mhd. <i>εe</i> ; <i>öü</i> ; <i>ou</i>) |
| 6 Rundung (§ L 36) | (§§ L 19, 22, 23) |
| 7 Senkung (§ L 33) | 13 Diphthongierung (mhd. <i>e</i> ::; <i>ö</i> ::; <i>o</i> ::) (§§ L 27, 28, 29) |

Die Prozesse werden durch Richtungspfeile angezeigt, Strukturveränderungen zusätzlich eingerahmt.

Abb. 3: Vokalinventar und vokalische Prozesse

3.3. Kurzvokale

§ L 11

a

/a/

<a, á, â>

Frñhd. /a/ entspricht mhd. (ungedehtem) und nhd. /a/. Zum Wandel /a/ > /o/ s. § L 14.

Schreibungen mit *a* anstelle von mhd. *o* vor *r*, *n*, *m*, seltener vor *ht*, *hs* sind bes. in bair. Hss. bis ins 17. Jh. belegt: *wart* (*Wort*), *gestarben*, *achs* (*Ochse*), *tachter*, *darf* (*Dorf*) etc. (vgl. V. Moser 1.1. § 73; Weinhold, Mhd. Gr. § 59; ders., Bair. Gr., 37ff.; Kranzmayer 1956, 20f.; weitere Literatur s. bei N. R. Wolf 1975, 346, Anm. 22). Wiesinger 1971, bes. 379 zählt solche Formen zur dialektal-mittelbairischen Schreibform. Lautliche Grundlage dieser *a*-Schreibungen ist (wohl) die im rezenten Bair. im Ergebnis zu beobachtende Annäherung von /a/ und /o/ bes. im Süd- und Mbair. (vgl. Schwarz 1925/26, 259ff.).

Neben dem Bair. tritt *a* bes. in Teilen des Mfrk. und Rhfrk. (Hess.) im 14./15. Jh. verstärkt anstelle von *o* auf und hält sich hier in Drucken bis ins 16. Jh. Seltener sind *a*-Schreibungen im Ofrk. (Koller 1989, 68 konstatiert hier für Nürnberg md. Einfluß); im Schwäb. und Alem. sind Belege mit *a* selten und zumeist auf das 14./15. Jh. beschränkt (allgemein V. Moser 1.1. § 73; Weinhold, Mhd. Gr. § 67).

Anm. 1: „Das /a/ würdt allein mit dem Athem durch den Rachen / vnnd mit weyt offnem mund außgesprochen [. . .]“ (Ickelsamer Avj’).

Anm. 2: Im Md. sind *a*-Schreibungen bei *van*, *ader*, *ab*, *dach*, *nach*, *wal*, *sal* wortgebunden belegt. Die Konkurrenz von *o* und *a* geht hier zum Teil bis ins Ahd. zurück (*fona*~*fana*, *odo*~*ado*, *wola*~*wala*, *scol*~*scal*; vgl. Braune, Ahd. Gr. § 25, Ahd. Wb., s. v.). Paul, Mhd. Gr. § 166.5 und Michels, Mhd. Gr. § 39, Anm. lokalisieren die *a*-Schreibungen bei *ader*, *ab*, *dach*, *nach* ins Omd. (Thür.). Noch im 14. Jh. gehören sie zu den Leitformen im Erfurt-Thüringischen (vgl. Schmitt 1944, 102); sie sind hier auch im 15. Jh. noch gut vertreten (vgl. Bentzinger 1973, § 4.2) und finden sich auch im Obsächs. des 15./16. Jhs. (vgl. Kettmann 1967, 78ff.; Fleischer 1970, § 45); auch Luther verwendet, zumindest bis 1522, *a* bes. in *ad(d)er* und *sal(l)* neben überwiegendem *o*, vgl. Bach 1974 § 7.3; s. auch Gleißner 1935, 40, 58, 92 und Karte 5 sowie Gleißner / Frings 1941, 69ff., Karte 11 u. die Tabelle in Otto 1970, 257.

ader ist jedoch auch im Wmd. z. T. bis ins 16. Jh. vertreten (vgl. Heidelberger 1979, 299; Steffens 1988, 83; Langenbucher 1970, 143; Schützeichel 1974, 143f.).

van ist im Wmd. bis hin ins Els., seltener im Ofrk. bis ins 16. Jh. jeweils neben weit überwiegendem *von* belegt. Lediglich im Rip. dominiert *van* noch im 15. Jh. (vgl. Aubin / Frings / Müller 1926, 97ff.; Garbe 1969, 76f.; Langenbucher 1970, 95ff.; Schützeichel 1974, 86ff.; Schellenberger 1974, 74ff.; Stopp 1974b; Otten 1977, 90; Steffens 1988, 83). Im Obd. finden sich nur wenige Fälle mit *a*.

Die Erklärung für die *a*-Schreibungen wird bereits für das Ahd. kontrovers gegeben (vgl. Braune, Ahd. Gr. § 25, Anm.), doch wird überwiegend Schwach- bzw. Unbetontheit im Satz als Ursache angenommen (vgl. Braune, Ahd. Gr. a.a.O.; Paul, Mhd. Gr. § 166.5; V. Moser 1.1. § 73, Anm. 1; s. auch Hård 1967, 99f.).

Schreibungen von *a* anstelle eines mhd. *e*, eines sekundären *ä* und gelegentlich auch *e* (jeweils vor Nasal) wie in *valt* (*Feld*), *barg* (*Berg*), *pfard* (*Pferd*) etc. finden sich häufig im Alem. (bes. Els.), im Ohess., Omd. und im westlichen Ofrk. in Texten des

14. und 15. Jhs. Belege in anderen Landschaften und nach 1500 sind selten (vgl. V. Moser 1.1. § 71.2). Lautliche Grundlage dieser Schreibungen ist der Lautwandel /e/, /ä/ > /a/, dessen Ergebnis in den rezenten Mdaa. direkt beobachtbar ist (vgl. Schirmunski 1962, 243). Im Bair.-Öster. ist nur der Sekundärumlaut /ä/ > /a/ gewandelt (ebd.). Nach Schatz 1897, § 39 ist dieser Wandel im 15. Jh. vollzogen; in der Schriftlichkeit werden die *a*-Schreibungen aber weitgehend gemieden (V. Moser 1.1. § 71.2). Noch einer gründlichen Erhellung bedarf der Zusammenhang von Sekundärumlaut und der quasi gegenläufigen Entwicklung von /ä/ > /a/.

Anm. 3: *zwanzig* ist die oobd. Form für mhd. *zweinzec*~*zwēnzec*. Sie ist im Omd. gegen den Befund bei V. Moser 1.1. § 79, Anm. 24 bereits im 16. Jh. z. T. dominierend belegt. Vgl. etwa Otto 1970, 86; Kettmann 1967, 110. Die *a*-Variante setzt sich aber insgesamt erst im 17. Jh. durch (vgl. DWB, s. v.; dazu auch V. Moser, a.a.O., Anm. 11).

Anm. 4: Zur Konkurrenz der Konjunktionen *wann(e)* und *wenn(e)*, *dann* und *denn* s. Besch 1967, 91f. u. 94f.; Tamsen 1963; V. Moser 1.1. § 58, Anm. 2.

Zur Dehnung s. § L 34; zur Diphthongierung /a/ > /ae/ s. § L 27; zum Umlaut s. §§ L 8, 12; zur Monophthongierung /ae/ > /a:/, /a/, /e:/, /e/ s. §§ L 18, 19).

e/ä

§ L 12

Lit.: v. Bahder 1890, 104–153; Fourquet 1952, Moulton 1961; Herrlitz 1970, 25f.; Erben 1970, 406–408; Sanders 1972; Lasatowicz 1980, Russ 1982a, 144ff.; Szulc 1987, 125f. u. 152f.; allgemein V. Moser 1.1. § 70; Löfstedt 1944; Zwierzina 1900.

/e~ε/

<e, *ǣ*, ä, æ, *ē*, *ĕ*, *ǣ*, a>

1. Den für das klassische Mhd. postulierten drei kurzen *e*-Lauten (/e/, /ē/, /ä/) entspricht in der nhd. Standardsprache nur das Phonem /ε/. Der zugrundeliegende Prozeß besteht in einem Zusammenfall der verschiedenen Qualitäten (*e*-Verschmelzung). Wie viele distinktive Öffnungsgrade für das Frnhd. bzw. seine Varianten angenommen werden können, ist kaum auszumachen. Weder aus der Schriftlichkeit noch aus metasprachlichen Ausführungen der Lesemeister entsteht hier Klarheit (vgl. dazu auch Painter 1989, 112ff.).

Anm. 1: „Das /e/ auch mit dem athem vnd nidergetruckter zungē. Disen laut geben die Geyß vnd schaf in jrem geschrey“ (Ickelsamer Avj).

Anm. 2: Die Lautverhältnisse und die Lautgeschichte bei solcher Artikulationsnähe aus den Reimen abzuleiten, wie Zwierzina 1900 dies tut, ist problematisch; s. auch Bloomfield 1911/12; Kozumplik 1942, 100ff.; Grönlund 1945, 41ff.; solange jedoch keine verlässlicheren Daten vorliegen, sei hierauf verwiesen (s. auch V. Moser 1.1, 118).

Im Md. existiert bereits in mhd. Zeit nur ein Zeichen (*e*) zur Darstellung aller *e*-Laute (vgl. Paul, Mhd. Gr. § 64, Anm. 4), so daß eine lautliche

Bewertung schwer ist. Im Obd. finden sich neben *e* auch *ǣ*~*ǣ*~*ē*~*æ* u. a. Auch hier ist nicht klar, inwieweit noch eine lautliche Grundlage für eine Differenzierung besteht. Bereits für das Mhd. wird im Bair. Zusammenfall von */e/* mit mhd. */ē/* vor Plosiven und Frikativen angenommen (vgl. Paul, Mhd. Gr. § 64, Anm. 4 u. § 159.14; Kranzmayer 1956 § 3d1; vgl. auch die bei V. Moser 1.1., 118 aufgeführten Prozesse). Die tendenzielle graphische Trennung von Sekundärumlaut (*ǣ* etc.) und anderen *e*-Lauten (*e*) in manchen Gebieten legt jedoch eine lautliche Differenzierung nahe (*ǣ* etc. wird nach der opinio communis jeweils für die offenste Qualität in einer Landschaft verwendet), ohne daß dies bereits etwas über den Status dieser Differenz aussagt. Zu beachten ist zudem, daß gerade im Bair., wo die tendenzielle Kennzeichnung des Sekundärumlautes üblich ist, Senkung von */ǣ/* > */a/* seit dem 13. Jh. angenommen wird (vgl. § L 11), somit gegebenenfalls eine ganz andere lautliche Begründung für die graphische Scheidung *e* : *ǣ* besteht (Löfstedt 1944, 53 belegt die ersten *ǣ*-Schreibungen für das Bair. ebenfalls für das 13. Jh.).

Gestützt wird die Annahme einer lautlichen Differenzierung einmal durch den Befund der rezenten Mdaa., die in der überwiegenden Zahl ein Zweiersystem aufweisen; in wenigen Fällen ist ein Dreiersystem vorhanden (bei einigen schweiz. und bair. Mdaa.; vgl. Russ 1982a, 144, bes. Karte 10; Wiesinger 1983d, 1042ff.; Szulc 1987, 125f.). Zum anderen wird die Annahme gestützt durch die im 19. Jh. offensichtlich noch deutlich unterschiedene Aussprache bes. im Obd. (vgl. etwa DWB, Bd. 3, Sp. 2; s. auch Briegleb 1938, 7ff., weiterhin Erben 1970, 407, auch Karstien 1939, 78), die heute noch den Standard in Teilen des Md. und im Obd. bestimmt. Die heutige Standardnorm eines */e/* geht auf die auf dem Nd. basierende Kodifizierung der Bühnenaussprache durch Siebs zurück.

V. Moser 1.1. § 17 bezeichnet die *ǣ*-Schreibungen für den Sekundärumlaut – mit Ausnahme des kaiserlichen Kanzleiusus, der in der Regel *e* fordert – als die regelmäßigen in bair. Hss. des 14./15. Jhs. Dem widerspricht u. a. Löfstedt 1944; sie gibt für die *e*-Variante einen Durchschnittswert von 30% aller Sekundärumlaute für das gesamte Bair. an (gegen 8% *ǣ*-Schreibungen und 15% *ǣ*-Schreibungen); dabei ist *e* stärker im Nbair. (drei Viertel aller Belege) und geringer im Mbair. und Sbair. (20%) vertreten. Vgl. dazu auch Gr. d. Frnhd. III, 225ff. und die dort genannte Literatur. Zur kaiserlichen Kanzlei Maximilians I. s. Hans Moser 1977, 88, der für den Sekundärumlaut neben *e* auch *é* und *a* belegt.

Seit dem 15. Jh. gewinnt das *ǣ* (u. *ä*.) zur Bezeichnung des *a*-Umlauts gegenüber *e* an Boden und verdrängt allmählich *e* überall dort, wo in etymologisch verwandten Formen ein Lautwechsel von */e/* und */a/* herrschte. Zur Durchführung des sog. etymologischen (besser: etymologisch-morphologischen) Prinzips in der Textsorte „Bibel“ s. bes. Hatz 1986; zum Begriff auch Garbe 1980. Aufgrund nicht immer leicht durchschaubarer etymologischer Verhältnisse wurde das Prinzip allerdings nicht konsequent durchgeführt (z. B. *Eltern* statt *Ältern*).

Im 15. Jh. dominiert *ǣ* gegenüber *e* in zahlreichen Texten im Bair. und Oschwäb. (vgl. Strebl 1967, 146; Tarvainen 1968, 22ff.; Gehr 1927, 52; Gillitzer 1942, 86f.; Krause 1924, 63 u. 139; Glaser 1985, 55 u. passim), der konkurrierende Gebrauch setzt sich aber hier wie auch in den übrigen obd. Landschaften bis zum Ende des 16. Jhs. fort. Für die Reutlinger Kanzleisprache nennt Wagner 1910, 19 *e* als Leitvariante. Auch Bohnenberger 1892, 30f. notiert für den Primärumlaut in der Regel *e*, selte-

ner *đ* (*ä* u. andere) (s. auch Hertzog 1908, 14; Piirainen 1968, 42ff. und 65ff.; Walter 1923 § 8; Wietig 1913, 39ff.; Nohl 1887, 32ff.; Karg 1884, 11ff.). Im Els. wird der Umlaut von *a* in Hss. und Drucken des 15. Jhs. noch in der Regel mit *e* wiedergegeben (vgl. V. Moser 1912), so auch noch im Volksbuch Till Eulenspiegel von 1515 und zeitgenössischen Drucken (vgl. Bentzinger / Waldeck 1972, 203ff. und 239); ebenso bei Murner (vgl. Stirijs 1891, 10ff.). Im 16. Jh. dringt *đ* ein und wird in der 2. Jh.- Hälfte zur dominierenden Graphie (vgl. V. Moser 1910, 121ff.; Wethly 1892, 57). V. Moser 1920 weist für die Straßburger Druckersprache zwischen 1570 und 1590 noch starke Schwankungen in dem Verhältnis von *e* und *đ* nach (vgl. bes. 14ff., 43ff., 86ff., 125ff.). Im Hchalem. sind *đ* und *e* erst im 16. Jh. etwa gleich stark belegt (in den Urbaren der Frühzeit war *đ* weitgehend auf den alem. Osten beschränkt (vgl. HSS 1979, 105f.). Göttelmann 1928, 30ff. nennt für Zwingli für den Primärumlaut *e*, selten *ä*, für den Sekundärumlaut *ä*. *e* ist im Hchalem. noch bis um 1700 belegt (vgl. etwa Zollinger 1920, 45f.; V. Moser 1920 u. 1924, 78). Im Ofrk. variiert der Umlaut von *a* ebenfalls noch im 16. Jh. Pfanner 1954, 169ff. belegt neben *e* vereinzelt *đ* und *æ*; Grönlund 1945, 39ff. gibt für Peter Probst noch durchweg *e* an, Hartmann 1922, 45ff. für Dürer neben *e* einmal *ä*, Koller 1989, 50ff. 99, 5% *e* gegen 0, 1% *ä*~*đ*. Koch 1910, 3f. bucht für M. Paumgartner *e*, für B. Paumgartner *e*~*ä*~*æ*. Auch für Hans Sachs belegt die Literatur noch überwiegend *e*, neben *đ*. Für die Würzburger Kanzleisprache belegt Volk (1967, passim) noch bis zur 1. Hälfte des 16. Jhs. *e* (so auch Huther 1913, 27f.). Auch in der Schweinfurter Kanzleisprache ist *đ* um die Jahrhundertmitte noch spärlich vertreten (vgl. Ludwig 1922, § 5 und 8).

Im Md. werden *đ* und *ä* seit dem 15. Jh. aus dem Obd. übernommen, doch diese Zeichen können sich erst im 17. Jh. definitiv durchsetzen. Schwitzgebel 1958, 29ff. belegt für Ingelheim *đ* neben *e* für das Ende des 15. Jhs.; Arens 1917, passim findet seit ca. 1510 seltenes *ä* für Mainz; Demeter 1916, 58 belegt *đ* für Mainz Ende des 16. Jhs. Für das Rip. stellt V. Moser 1923, 400f. den seltenen Gebrauch von *đ* noch für die Ulenberg-Bibel (Ausgabe von 1670) fest; in den Kölner Drucken von Spee (1634) ist das etymologische Prinzip durchgeführt (vgl. V. Moser 1915, 21ff.). Zum Omd. s. Fleischer 1967, 22ff. und 1970, 45ff.; Luther-Drucke weisen selten *đ* auf (vgl. H. Bach 1974, 19f.). Allgemein s. Gr. d. Frnhd. III § 79ff.; V. Moser 1.1 § 17 u. 70; v. Bahder 1890, 104ff.

Das Verhältnis von *đ* und *ä* charakterisiert V. Moser 1.1. § 17 so, daß *đ* in Hss. des 14. und 15. Jhs. und in Drucken vom 16. Jh. an dominiert und *ä* bes. in späteren Hss. erscheint, doch vgl. Löfstedt 1944, 54. *æ* ist auf Hss. beschränkt und steht in der Regel für Sekundärumlaut, kann aber auch für Primärumlaut verwendet werden. Das Zeichen findet sich in frühen (bis 14. Jh.) obd. Texten, ist dort aber recht häufig (überwiegend jedoch für lang */ä:/*) belegt. *ē* ist erst seit dem 14. Jh. bes. im Süd- und Mittelbairischen belegt, gewinnt im 15. Jh. zunächst an Bedeutung, um danach rasch zu schwinden (vgl. Löfstedt 1944; Scholz 1898, 70ff.; Strebl 1967, 146; Kauffmann 1890, 51; Boesch 1946, 75ff.; Kiefer 1922, 54ff.; HSS 1979; Pfanner 1954, 169ff.). *ē* auch für den Primärumlaut belegt Polheim 1980, 172ff. u. passim für das Admonter Passionsspiel; vgl. auch Gillitzer 1942, 84ff. u. 90f.

Die Varianten *ē* und *đ* sind seltener. Als initiale Majuskeln dienen *Ae* und *Ā*, vereinzelt *Ē*. Zum diakritischen *ª* s. ausführlich Tennant 1981 und HSS 1979, 105f. und Karte 9; zu weiteren selteneren graphischen Varianten s. Löfstedt 1944, bes. 51ff.; Graser 1990, 31 u. ö.

Anm. 3: Fabian Frangk (Orthographia, 1531, Bij^o) fordert *đ*~*ä* bereits nach dem etymologisch-morphologischen Prinzip: „Das *a* / mit dem kleinen *e* / oder zweien punctlin [. . .] betzeichnet / wirdt gebraucht / in deriuatius / das ist / in den worten / so jr ankunfft von anndern nehmen / als die namen / so in die gemehrte zal / odder auch aduerbia treten vnd absteigen / darine das *a* braucht wird [. . .]“. Nicht ganz so deut-

lich bereits Kolroß (Handbüchlein tütscher Orthographie, 1530, 68); vgl. auch Hatz 1986, 7ff.

Anm. 4: Im Falle von *a*-Schreibungen ist nicht zu entscheiden, ob es sich um einen unbezeichneten Umlaut oder um ein nichtumgelautes *a* handelt, vgl. § L 8.

2. Der Lautprozeß der *e*-Verschmelzung ist heute noch kaum zu beschreiben. Moulton 1961 und mit ihm Herrlitz 1970, 25f. nehmen eine zweifache Hebung ($/\ddot{a}/ > /ë/ > /e/$) an. Eine andere Möglichkeit sieht Moulton 1961, Anm. 28 in einer Senkung $/e/ > /ë/$ (im Rahmen einer Reihensenkung); s. dazu auch Sanders 1972. Bereits über die historischen Voraussetzungen eines mhd. Dreiersystems besteht indes kein Konsens (vgl. etwa Trost 1939; Fourquet 1958, 166). Die nhd. Standardaussprache kann als Endpunkt nicht herangezogen werden, da sie eine normative Setzung des späten 19. Jhs. darstellt. Und die rezenten Mdaa. schließlich bieten ein zu buntes Bild, um die einfachen Erklärungsmodelle plausibel erscheinen zu lassen. Die zahlreichen Zweiersysteme zeigen ganz unterschiedliche Ergebnisse von Verschmelzungsprozessen, um eine allgemeine Entwicklungsrichtung ausmachen zu können, wie die oben genannten Modelle dies nahelegen (vgl. dazu Luick 1886 u. 1889; Nagl 1886; Schirmunski 1962, 241ff.; Goossens 1969, 62f.; Russ 1982a, bes. Karte 10; Wiesinger 1983d, 1042ff.; Szulc 1987, 126). Zum Teil in nahe beieinanderliegenden Mdaa. lassen sich unterschiedliche Entsprechungen zu den mhd. *e*-Lauten ausmachen.

Schreibungen mit *e* ($\ddot{a}$ u. a.) anstelle von mhd. und nhd. standardsprachlich *a* vor $\langle sch \rangle$ wie in *geweschen*, *tesche*, *esche* (*Asche*) etc. finden sich im md. und obd. Westen bis hin zum obd. Grenzgebiet (vgl. V. Moser 1.1. § 58, Anm. 4; Besch 1967, 86ff. u. Karte 7).

Lautliche Grundlage dieser Schreibungen, die sich im Südwesten bis ins 18. Jh. finden, stellt der im Ergebnis in rezenten Mdaa. des westlichen deutschen Sprachraums direkt beobachtbare Umlaut von $/a/ > /ä/$ vor $/f/$ dar, wobei *wäschen* am weitesten verbreitet ist (vgl. Schirmunski 1962, 204).

Anm. 5: Schreibungen mit *e* anstelle von mhd. *a* treten auch in einigen Einzelfällen als Reflex eines früheren – meist regional begrenzten – Umlautprozesses auf, so etwa *erzney* (bis Ende des 16. Jhs.), *mentag* (hchalem. bis ins 16. Jh.), *elliu* (hchalem. bis ins 15. Jh.), *ebenteuer* (*Abenteuer*; Umlaut durch fremdes $\ddot{u}$ md. bis ins 17. Jh.), *entwürrt* (*Antwort*), *ermut* (*Armut* bes. im 14./15. Jh. bes. schles.); Umlaut bei nachfolgendem *ei* findet sich in *erbeit* (md., seltener wbd. bis 16. Jh.), *emeise* (md. bis 17. Jh.) (vgl. V. Moser 1.1. § 58.2ff.).

Anm. 6: Das Indefinitpronomen *men* erscheint im Rip. und wohl unter nd. Einfluß im übrigen Md. gelegentlich neben *man*.

Md., bes. mfrk. *grefe* (ahd. *grāvio*) ist bis ins 15. Jh. häufig belegt (vgl. V. Moser 1.1. § 59, Anm. 8).

Zur Senkung s. § L 33; zur Entrundung und zur Rundung s. § L 36; zur Dehnung s. § L 34.

i

§ L 13

/i/

<i, j, y, ÿ, ȳ>

Frnhd. /i/ entspricht weitgehend (ungedehntem) mhd. und nhd. /i/.

Anm. 1: „Also [wie das e; Anm. des Verf.] auch das /i/ allein mit engerer beschliessung der zene / die sich genewer berieren / Vnnd ist fast der laut des kirrens der Sew / wenn mans sticht oder würgert“ (Ickelsamer Avj^{17v}).

Zum folgenden vgl. V. Moser 1.1. § 12 und 18; Horn 1894; Must 1965. *i, j* und *y* zur graphischen Wiedergabe von /i/ und /j/ (zur Repräsentanz von /j/ s. § L 55) sind prinzipiell sowohl initial als auch medial möglich, doch bestehen von Beginn des Frnhd. an deutliche Präferenzen, zum Teil in Abhängigkeit von der jeweiligen Schriftart (zur finalen Stellung s. § 21 zu /i:/). *i* und *j* haben im Deutschen eine gemeinsame Vorform. Das *i* (ohne Punkt) wurde wohl vor allem mit dem Aufkommen der gotischen Schrift, insbes. in der Umgebung von *u, m, n* oder weiteren *i*, wenig distinktiv. Um *i* deutlicher zu markieren, wurde es mit einem Akzentzeichen oder einem Bogen versehen (*î, ï*) oder durch eine Verlängerung nach unten, seltener nach oben, markiert. Dieser aus lateinischen auf deutsche Hss. übertragene Usus führt zum *i*-longa (*j*), das zunächst vor allem in initialer Position und als letztes von zwei oder mehreren aufeinanderfolgenden *i*, etwa bei römischen Zahlen (*xj, xiiij* etc.) erscheint. Seit dem 15. Jh. zeichnet sich eine tendenzielle (nicht feste) graphische Regelung der Distribution von *i* und *j* ab. Das *i*-longa *j* findet sich für /i/ seit dem 14. und 15. Jh. und in den Drucken ab 1500 zunehmend in initialer Position; aber noch Luthers Drucker verwenden *i*, zum Teil gegen Luthers Hs. (*iar, iungfrawschaft, iugent* etc. (vgl. Haubold 1914, 12, 30, 52). *i* steht initial und medial. Medial ist *j* sehr selten vertreten (*wjrd, linje*). Dagegen ist *i* initial etwa gleich häufig wie *j* vertreten, bei einigen Lexemen wie *ich, in, ist* dominiert *i* sogar meist und erscheint in Drucken seit dem 16. Jh. nahezu durchweg. In indirekter Initialstellung (initial nach Präfix, nach *ge-* im Part. II oder beim Grundwort von Komposita) steht *i* in der Regel vor Vokal (*geiagt, hoffiunkfrau*), *j* in der Regel vor Konsonant (*verjrrt, erjnnern*).

Eine Trennung der Zeichen nach dem Lautwert *i* für den Vokal /i/ und *j* für den Konsonanten /j/ wird aus der Romania übernommen. Nach Must (1965, 589) macht zuerst der Spanier Antonio de Nebrija diese Unterscheidung, die dann in den anderen Ländern übernommen wird (1524 durch Trissino in Italien, 1559 durch Pierre de la Ramée in Frankreich; Jensen 1969, 540 nennt dagegen als ersten Franzosen den Orthographiereformer Louis Meigret 1542). Für den deutschen Sprachraum findet Must die Trennung zuerst bei Paul Schede Melissus 1572. Im Rahmen der Grammatikschreibung wird die Trennung zuerst bei Jakob Brücker, Teutsche Grammatic 1620 aufgegriffen und von Schottelius in der ‚HauptSprache‘ bestätigt.

Als Majuskel erscheint in der Frakturschrift das unter die Zeile geschwänzte *J*, in der Antiquaschrift bis ins 16. Jh. das *I* auf der Linie; seit dem 16. Jh. konkurrieren beide in der Antiqua.

Mit *i* und *j* konkurriert *y* als drittes Zeichen für /i/, seltener für /j/ (vgl. § L 55). *y* wird aus dem Griechischen in Lehnwörtern und in biblischen Namen übernommen (*Kyrie eleyson* etc.). In deutschen Wörtern entsteht es sekundär durch Ligatur von *i* und *j* (*ij, ÿ, y*). Auch *y* repräsentiert sowohl den Vokal als auch den Konsonanten (*kynt, eyn, yener, yagen, mayestät* etc.). *y* findet sich vermehrt seit dem 14. Jh. bis ins 16. Jh. als freie Variante von *i, j*. Es erscheint überwiegend medial, aber auch relativ häufig initial, bes. in der Umgebung von *m, n*, wo *i* (zumal ohne Punkt) graphisch

wenig deutlich erscheint: *yn, yr, ymer, yrdisch, hymel, kynd, besnyten, byschof* etc. Sehr häufig erscheint *y* als zweiter Bestandteil der Digraphien *ey* (*ay* etc.). Im Alem. und – in geringerem Maße – im Mfrk. des 15. Jhs. sind *i* und *y* vorübergehend tendenziell funktional geschieden. Es steht *i* für /i/ und *y* für /i:/ (mhd. /i:/). Seit dem Ausgang des 16. Jhs. (zuerst Hieronymus Wolf 1578), dann bes. im Rahmen der Bemühungen der Fruchtbringenden Gesellschaft, wird die Verwendung von *y* eingeschränkt; es bleibt jedoch bis ins 18. Jh. hinein üblich zur graphischen Unterscheidung von Homonymen, wie dies von Schottelius in der ‚HauptSprache‘ vorgeschlagen wird: *Weide* (Baum) vs. *Weyde*.

y wird häufig mit Diakritika versehen (*ÿ~ÿ̇*, seltener *ÿ̈*). Ob hier ein graphischer Reflex der Ligaturschreibung von *ij* vorliegt, ist schwer zu entscheiden. Selten sind andere Diakritika (*ÿ̇~ÿ̈~ÿ̉~ÿ̊~ÿ̋~ÿ̌~ÿ̍~ÿ̎~ÿ̏~ÿ̐~ÿ̑~ÿ̒~ÿ̓~ÿ̔~ÿ̕~ÿ̖~ÿ̗~ÿ̘~ÿ̙~ÿ̚~ÿ̛~ÿ̜~ÿ̝~ÿ̞~ÿ̟~ÿ̠~ÿ̡~ÿ̢~ỵ̈~ÿ̤~ÿ̥~ÿ̦~ÿ̧~ÿ̨~ÿ̩~ÿ̪~ÿ̫~ÿ̬~ÿ̭~ÿ̮~ÿ̯~ÿ̰~ÿ̱~ÿ̲~ÿ̳~ÿ̴~ÿ̵~ÿ̶~ÿ̷~ÿ̸~ÿ̹~ÿ̺~ÿ̻~ÿ̼~ÿ̽~ÿ̾~ÿ̿* etc.). Genaue Zahlenverhältnisse für Dürer bietet Koller 1989, 61.

Anm. 1: In Luthers Hss. und Drucken werden *i* und *y* völlig frei variierend verwendet. *ey* und *ei* werden nicht nach historischen Gesichtspunkten getrennt (vgl. Haubold 1914, 13f., 31f., 52f., 72f.). Insgesamt scheint Luther aber (zumindest nach der Darstellung Haubolds) *y* häufiger zu verwenden als seine Drucker. H. Bach 1974 bucht bis 1520 einen Anteil von rund 25% *y*-Belegen bei Luther.

Schreibungen mit *i* anstelle von mhd. *e/ē* vor *r* sind bes. im Bair. und Hess., seltener im Ofrk., kaum im Schwäb. und Alem. bis ins 16. Jh. belegt: *zirren, spirren, mirken, kircze, irbe, hirzog* etc. (vgl. V. Moser 1.1. § 71.1; V. Moser 1916, 437ff.). Solche Schreibungen, die nach V. Moser geschlossene Qualität des *e* anzeigen sollen, sind bes. im Md. nur schwer zu trennen von hyperkorrekten Schreibungen mit *i* im Gefolge der *i*-Senkung (vgl. § L 33; V. Moser § 71, Anm. 1). Hyperkorrekte Schreibung („hyperoberdeutsch“) wird für *i*-Schreibungen anstelle von mhd. *ē* für das übrige Md. angenommen (vgl. V. Moser 1.1 § 71.1, Anm. 2; Behaghel 1912, 562; H. Bach 1974 § 2; anders Weinhold, Mhd. Gr. § 48, der auch hier Lautwandel annimmt).

Anm. 2: *wil(i)ch* (ahd. *wiolich*) neben *wel(i)ch* findet sich bis ins 16. Jh. im Md., bes. Wmd. (wenige Belege im Schwäb. und Alem. bis Ende des 15. Jhs.; V. Moser 1.1. § 71, Anm. 5). Im Rip. ist *minsch* neben *mensch* belegt (vgl. Lübben, Mnd. WB, s. v.).

Anm. 3: Zur Konkurrenz von *ind(e)* und *und(e)* im Wmd. s. Schützeichel 1974, 97ff.; Garbe 1969, 62f.; Schellenberger 1974, 70ff.

Anm. 4: Zum Wechsel von *wiste / gewist* und *wußte / gewußt* s. Paul, Mhd. Gr. § 65, Anm. 8. *i*-Schreibungen erscheinen bis ins 17. Jh. Zum Nhd. setzten sich die vom Präs. / Inf. unterschiedenen *u*-Formen durch, die seit dem 15. Jh. belegt sind. Zur Begründung dieses ungewöhnlichen Wechsels s. Paul, Dt. Gr. T. III.5, § 190; Fiedler 1928, 188; Zwierzina 1926, 8.

Anm. 5: Zum Nebeneinander von *bringen* und *brenge(n)* (as. *brenġan*) s. V. Moser 1.1. § 72, Anm. 6. Besch 1967, 95f. weist eine deutlich regional gewichtete Verteilung für das 15. Jh. nach: *brenge(n)* ist belegt im Rip., Omd. und – konkurrierend mit *bringen* – im Ofrk., sonst steht *bringen*; vgl. auch DWB, s. v.

Anm. 6: Zum Nebeneinander von *bitten* und *betten* s. Paul, Dt. Gr. T. II § 59.

Anm. 7: *Hilfe* zeigt im Frnhd. eine (historisch begründete) Variation von *hilfe, helfe, hulfe* und *hülfe* (ahd. *helfa, hilfā* und *hulfa*). *e*-Schreibungen finden sich bis ins 15. Jh.; *i*- und *u*-Schreibungen sind im Frnhd. regional verteilt. Besch (1967, 97f.) belegt eine klare Verteilung von *u* im Obd. und *i* im Md. für das 15. Jh. Die *ü*-Form wird dann im 16./17. Jh. dominant und hält sich, mit abnehmender Tendenz, bis ins 20. Jh. (vgl. V. Moser 1.1. § 66, Anm. 9; Paul, Dt. Gr. T. II § 72; DWB, s. v.).

Anm. 8: Zum Nebeneinander von *pinse* (altfranz. *pincel*) und *pense* (lat. *penicillus*) s. V. Moser 1.1. § 71, Anm. 4.

Zur Senkung s. § L 33; zur Entrundung und zur Rundung s. § L 36; zur Dehnung s. § L 34; zur Diphthongierung /i/ > /ie/ s. § L 30.

o

§ L 14

/o/

<o, ó, ô>

Frñhd. /o/ entspricht (ungedehntem) mhd. und nhd. /o/.

Anm. 1: „Das /o/ mit dem athem eines runden gescheübelten munds / vnd ist der starck laut / der die pferdt still stehn macht“ (Ickelsamer Avj“).

Schreibungen mit *o* anstelle von mhd. kurz *a* sind im Bair., seltener im Els., Ofr. und Md. (ohne Rip.), nur in Ausnahmen im Schwäb. und Hchalem. in Drucken teilweise bis ins 16. Jh., in Hss. bis ins 17. Jh. belegt (vgl. V. Moser 1.1. § 69; zum Bair. s. bes. Weinhold, Bair. Gr., 37ff.; Kranzmayer 1956, 22; Bürgisser 1988, 115; weitere Literaturangaben bei N. R. Wolf 1975, 346, Anm. 22). Außerhalb des Bair. ist die *o*-Schreibung weitgehend auf mundartnahe Hss. (bes. Urkunden) beschränkt, findet sich aber auch in Drucken in der Reimbindung (vgl. etwa Krell 1913 zu Fischart). Um die Mitte des 16. Jhs. schwindet die *o*-Schreibung aus der Drucksprache. Stefens 1988, 179 belegt für Mainzer Urbare *o*-Schreibungen von 1392–1534. *o*-Schreibungen erscheinen bes. häufig vor Liquid und Nasal, seltener vor anderen Konsonanten (vgl. V. Moser 1.1. § 69), so *nom*, *olt*, *mon*, *gorten*, *on* etc.

Die lautliche Grundlage dieser *o*-Schreibungen bildet (wohl) die in rezenten Mundarten im Ergebnis direkt beobachtbare Hebung und Rundung von mhd. /a/. Dieser Lautwandelprozeß erreicht bei weitem nicht die Ausdehnung des entsprechenden Prozesses bei langem /a:/ (vgl. § L 22). In einigen Regionen (Els., in Teilen des Pfälz. und im Omd.) wird nur eine Zwischenstufe erreicht (*â*), im Nfrk., Mfrk., Schwäb. und Hchalem. bleibt *a* erhalten, im Hess. und Ofrk. wird nur lang /a:/ (einschließlich gedehntem mhd. /a/) zu /ɔ:/ gehoben (vgl. Schirmunski 1962, 240f.; auch: Haas 1978, 321ff.). Die bereits im Mhd. einsetzende Entwicklung (vgl. Weinhold, Mhd. Gr. § 23) ist am konsequentesten im Bair. (Mbair. und Sbair.) durchgeführt, wo kurzes und langes *a* mit kurzem bzw. langem *o* zusammengefallen sind (zu /ɔ/ bzw. /ɔ:/).

Bei der Beurteilung dieses Prozesses ist jedoch die quantitative Veränderung durch Dehnung der Kurzvokale, die in einigen Regionen weiter geht als in der Standardsprache, zu berücksichtigen (vgl. § L 34). Es ist auffällig, daß die als Beispiele in der Sekundärliteratur aufgeführten Lexeme (etwa bei V. Moser 1.1. § 69) in einigen rezenten Mdaa. gedehnt sind (vgl. Schirmunski 1962, 188f.; Wiesinger 1983a). Unterstellt man relative Länge des Vokals hier bereits für das Frñhd. – was nach Durchführung der allgemeinen Dehnung durchaus denkbar, wenn auch aufgrund fehlender graphischer Signale kaum beweisbar ist – so würde der Lautwandel /a/ > /o/ in Lexemen wie *olt*, *mon*, *on*, *hort* etc. zumindest in den entsprechenden Regionen in den Bereich des Langvokalismus gehören.

Anm. 2: Zum Wandel von *u* > *o* im Part. II und im Pl. Prät. der starken Verben s. Gr. d. Frñhd. IV § 98–139, passim.

Zur Senkung s. § L 33; zur Konkurrenz von *ader~oder*, *van~von*, *ab~ob*, *dach~doch*, *nach~noch*, *wal~wol*, *sal~sol* s. § L 11; zur Dehnung s. § L 34; zur Entwicklung /ä/ > /a/ s. § L 11; zu /o/ > /ao/ s. § L 28.

§ L 15

ö

/ö/

<ö, ö, ó, o>

Frnhd. /ö/ entspricht (ungedehntem) mhd. und nhd. /ö/.

Anm. 1: „Das /*ö*/ ist auch fast der mittel laut zwischē /*o*/ vñ /*e*/ als in diesen wörtern /*öl*/ götlich etc.“ (Ickelsamer Avij’).

Diakritika zur graphischen Repräsentation von /ö/ finden sich seit dem 13. Jh. im Obd. (vgl. etwa Bürgisser 1988, 112ff.; Kauffmann 1890, 79; Glaser 1985, 78f.; Scholz 1898, 133ff.; Boesch 1946, 91ff.). Im 14. Jh. ist die Umlautsbezeichnung im gesamten Obd. einschließlich des Ofrk. belegt, im 15. Jh. auch in Teilen des Md. (Hess.). In der ersten Hälfte des 16. Jhs. wird die Umlautsbezeichnung auch im übrigen Md. (Rip., Omd.) durchgeführt.

Neben dem gebräuchlichsten Zeichen *ö* in frühen Hss. und in den Drucken steht selteneres *ō*, das erst in späteren Hss. zunimmt. *ó* ist selten belegt. Als initiale Majuskel dient *Oe*, seltener *Ō* (vgl. V. Moser 1.1. § 16 und 59).

Anm. 2: Im Obd. tritt Umlaut vor *ei* ein, so etwa *wölfel* (<*wolfeil*) (vgl. V. Moser 1.1. § 59, Anm. 7; des weiteren s. auch *ibid.* Anm. 2ff.).

Zur Senkung s. § L 33; zur Entrundung und zur Rundung s. § L 36; zur Umlautsbezeichnung s. § L 8.

§ L 16

u

/u/

<u, ú, ũ, û, ŭ, ů, v, w>

Frnhd. /u/ entspricht (ungedehntem) mhd. und nhd. /u/.

Anm. 1: „Das /*u*/ ist ain laut / gemacht mit spitzigē lefftzen vn zůsānen gezogen mund / Diser laut klingt vnd erschallet im Juh schreien der frōlichen jungen gesellen“ (Ickelsamer Avj’).

Zum folgenden vgl. V. Moser 1.1. § 14f.; Horn 1894.

u, *v* und *w* zur graphischen Wiedergabe von /u/ (zur Repräsentation von /f/ bzw. /v/ s. §§ L 50, 51) sind prinzipiell sowohl initial als auch medial möglich, doch bestehen von Beginn des Frnhd. an deutliche Präferenzen, die z. T. auf die verschiedenen Schriftsysteme zurückgehen. *v* steht in der Regel initial, *u* überwiegend medial: *vmb*, *vnder*, *vn-*, *vnd*, *vr-* etc., *mutter*, *stunde*, *lust* etc. Initial ist *u* seltener vertreten (*und*, *um*, *uf* etc.), während *v* im Wortinnern zumeist nur silbeninitial steht: *-vng*, *widervm*, *darvmb* etc., aber auch *mvter*. Die konsequente *u*-Schreibung setzt sich erst im 17. Jh. durch. Noch Ende des Jhs. sind konkurrierend etwa *darum~darvm*, *gerurtheilt~vervrtheilen* etc. belegt (vgl. V. Moser 1.1. § 14, Anm. 1).

w erscheint nur selten in frühen Hss. initial (*wnd*, *wff*), etwas häufiger medial (*zwm*). Sehr häufig – oft dominant gegenüber konkurrierendem *u* bzw. *v* – wird *w* als zweiter Bestandteil der Digraphen *aw*, *äw*, *ow*, *ew* zur Wiedergabe der Diphthonge /*ao*/ und /*oe*/, und hier auch in finaler Position, verwendet. Die Trennung von *u* und *v* nach dem Lautwert erfolgt nach Jensen 1969, 540 erst im 17. Jh.

Als initiale Majuskel erscheinen in der Frakturschrift *U* und *V* konkurrierend, in der Antiqua bis ins 17. Jh. nur *V*. *V* für /*u*/ und auch für /*ü*/ (*Vbel*) erscheint noch über das 17. Jh. hinaus.

u wird seit dem 15. Jh. häufig durch Diakritika gekennzeichnet, um die Graphie von anderen, besonders *n*, deutlich abzuheben. Meist handelt es sich um übergeschriebene Bögen oder Akzent bis hin zum übergeschriebenen ^ˆ, seltener [˚]. Diese Diakritika finden sich auch, wenngleich viel seltener, über *v* bzw. *w*. Die Graphien *u*, *û* und *ü* werden auch zur Wiedergabe von /*ü*/ bzw. /*ie*/ oder /*ou*/ benutzt. Seltener verwendet werden Schreibungen wie *ú*, *û*, *ü*, *ü*. Vgl. die genauen Zahlenverhältnisse für Dürer bei Koller 1989, 72.

Schreibungen mit *u* anstelle eines mhd. *o* erscheinen in großen Teilen des Md. in Hss., kaum in Drucken, bis zur Mitte des 16. Jhs.: *hulz*, *sulch*, *wullen*, *wurt*, *fuget*, *furt*, *wuche* etc. Im Schles. erscheint die *u*-Schreibung nach V. Moser spontan (Arndt 1898, 22ff. nennt Liquid, *ch*, *ff* plus Konsonant als lautliche Bedingung), im Hess. / Thür. bes. bei Dehnung (vgl. § L 34), im übrigen Wmd. vor Liquid / Nasal plus Konsonant. Nur wenige Belege finden sich im Ofrk. (etwas häufiger wohl im Norden, vgl. Huther 1913, 32) und lediglich lexemgebundene *u*-Schreibungen im Alem. und Schwäb. (*hunig*, *dunder* ‚Donner‘, *wuche*) (vgl. V. Moser 1.1. § 73.2; s. auch Paul, Mhd. Gr. § 165.7; A. Bach 1930, 53). Für das Bair. konstatiert Kranzmayer 1956, 36 *u*-Schreibungen nur im Nordbair., ansonsten vereinzelt lexemgebunden (*uft*, *wullen*, *wuche*; vgl. auch Pinsker 1934, 12).

Lautliche Grundlage dieser Schreibungen ist (wohl) die in rezenten Mdaa. im Ergebnis direkt beobachtbare Hebung von /*o*/ > /*ü*/ (vgl. Schirmunski 1962, 236f.).

Anm. 2: Von einigen Lexemen sind ältere Doubletten mit *u* und *o* belegt: *furcht(en)* ~ *forcht(en)*, *trutz(en)* ~ *trotz(en)*, *trucken* ~ *trocken*, *gulden* ~ *golden*, *hulz(en)* ~ *holz(en)*, *antwort(en)* ~ *antwort(en)*, *sullen* ~ *sollen*, *wullen* ~ *wollen* (‚aus Wolle‘), *furz(en)* ~ *forz(en)*. Die *u*-Formen sind teilweise bis ins 17. Jh. belegt; bei *Furcht* und *furzen* / *Furz* hat sich *u* in der nhd. Standardsprache durchgesetzt (vgl. V. Moser 1.1. § 53f.).

Anm. 3: Zu *kumen* (neben *komen*) vgl. Gr. d. Frnhd. IV § 127.6; DWB, s. v. I.3; ferner die bei N. R. Wolf 1975, 346, Anm. 24 angegebene Literatur. Zum Wechsel *u* > *o* im Part. II und Pl. Prät. der starken Verben s. Gr. d. Frnhd. VI § 98–139, passim.

Anm. 4: Zum Nebeneinander von *zwischen* ~ *tuschen* und *zwischen* ~ *zwüschēn* ~ *zwischen* s. Paul, Mhd. Gr. § 116; Gleißner / Frings 1941, 64f.; Klappenbach 1945/46; Schützeichel 1974, 138ff.; ausführlich DWB, s. v. Besch 1967, 130f. belegt für das 15. Jh. *tuschen* für das Rip., *zwischen* im oobd. und omd. Raum und *zwüschēn* mit Rundung im Schwäb. / Alem.

Anm. 5: *uf*(*f*) steht bereits im Mhd. neben langem *ûf*, das zu *auf* diphthongiert wird (vgl. § L 31). Die Kürze – im Md. meist *o* (*off* etc.) – hält sich (außer im Bair.) bis ins 17. Jh. Vgl. dazu V. Moser 1.1. § 77, Anm. 5; Paul, Mhd. Gr. § 58, Anm. 1; Mitzka 1964; desweiteren auch Fleischer 1970, 109f. Auch *üz* widersetzt sich lange der Diphthongierung (dazu Fleischer, *ibid.*)

Zur Senkung s. § L 33; zur Dehnung s. § L 34; zur Diphthongierung /*u*/ > /*uo*/ s. § L 34.

§ L 17

ii

/ü/

<ŭ, ū, u, ũ, ú, û, û, û, ũ, v, v, v, v, y, y, ue, üe>

Frnhd. /ü/ entspricht (ungedehntem) mhd. und nhd. /ü/.

Anm. 1: „Das /ü/ lautet mit zûsamen gezogenrn vnd engern leftzē/ dāñ das gemein Lateinisch /u/ darûb auch diser laut bei dē Hebreern heiẖt Kibutz vō zûsamen legē der leftzen/ als es lautet in disen wörter/ fünff/ gûtlîch/ hübsch etc.“ (Ickelsamer Avij’).

Die diakritische Kennzeichnung von u/v zur graphischen Repräsentation von /ü/ findet sich nach vereinzelt Vorläufern (zum klassischen Mhd. s. Paul, Mhd. Gr. § 19 und 69) seit dem 13. Jh. im Obd. (vgl. Bürger 1988, 101ff.; Glaser 1985, 71ff.; Scholz 1898, 144ff.; Boesch 1946, 34ff.). Im 14. Jh. ist die Umlautsbezeichnung im gesamten Obd. einschließlich des Ofkr. belegt, doch noch nicht konsequent durchgeführt. Im 15. Jh. schließt sich das Wmd. zum Teil an. Franke (1913, 118ff.) nennt für Mainz die Daten 1485 (bzw. für die Kanzlei 1490). Im übrigen Md. setzt sich die Umlautsbezeichnung erst in der 1. Hälfte des 16. Jhs. durch. Franke (a.a.O.) gibt für Leipzig das Datum 1520, für Wittenberg 1522/23 an.

Nach Durchführung der Umlautsbezeichnung dominieren unter den zahlreichen Varianten $\ddot{u}$ und $\dot{u}$. Alle übrigen sind seltener belegt und in der Regel auf Hss. beschränkt (vgl. etwa HSS 1979, 126ff.). Dabei stellt die homographische Verwendung einiger Zeichen ein besonderes Problem dar. $\dot{u}$ und $\ddot{u}$ und einige der seltener verwendeten Zeichen können neben $/\ddot{u}/$ auch $/u/$ bzw. $/\ddot{u}e/$, $/uo/$ repräsentieren. $\dot{u}$ und $\ddot{u}$ sind ursprünglich graphische Repräsentanten von $/\ddot{u}e/$ bzw. $/uo/$. Doch nur selten werden im Frnhd. die Zeichen $\ddot{u}$ für den Monophthong $/\ddot{u}/$ und $\dot{u}$ für den Diphthong $/\ddot{u}e/$ konsequent auseinandergehalten (vgl. § L 30). Im Md., wo die mhd. Diphthonge $/uo/$ und $/\ddot{u}e/$ im 14./15. Jh. entweder bereits monophthongiert sind (vgl. V. Moser 1.1. § 81.2) oder neuerlich diphthongiert wurden oder wie im Rip., Nordhess. und Wthür. möglicherweise aufgrund der nicht durchgeführten ahd. Diphthongierung gar nicht vorhanden waren (vgl. § L 32.2), wird im 16. Jh. in Drucken $\dot{u}$ (neben seltenerem $\ddot{u}$) für $/\ddot{u}/$ eingeführt. In den obd. Landschaften, in denen die mhd. Diphthonge erhalten blieben, wird bis ins 16. Jh. zumindest eine funktionale Trennung der beiden Zeichen intendiert. Seit dem 16. Jh. werden $\ddot{u}$ und $\dot{u}$ auch im Schwäb. und Alem. nur noch für $/\ddot{u}/$ genutzt. Im 17. Jh. hat sich in der Drucksprache $\dot{u}$ für $/\ddot{u}/$ durchgesetzt (im einzelnen s. dazu V. Moser 1.1. § 25).

û ist zunächst Repräsentant für den Diphthong /uo/ (vgl. § L 30). In Gebieten ohne ahd. Diphthongierung bzw. nach Durchführung der md. Monophthongierung (vgl. § L 32) wird *û* als graphisches Zeichen für /û/ bzw. /u/ benutzt. Hierbei handelt es sich entweder um Schreibergewohnheiten oder um einen Ersatz für die eventuell fehlende *û*-Type bzw. um den Versuch, *u* deutlich zu markieren (im einzelnen V. Moser 1.1. § 25).

ue und üe für /ü/ sind meist als lautlich kaum begründete Reflexe der ehemaligen Diphthonge zu werten; gelegentlich erscheinen sie aber auch völlig unmotiviert (füenf).

Als initiale Majuskel ist selten $\dot{U}$ belegt. Bis ins 17. Jh. findet sich regelmäßig V , seltener $\dot{V}$. Auch initiales v für $/\ddot{u}/$ ist meist ohne Trema belegt.

Anm. 2: Gelegentlich finden sich konkurrierende Schreibungen mit *ü* und *o*, so *bedorffen*~*bedürffen*, *darober*~*darüber*, *forcht*~*fürcht*, *gonstig*~*günstig* (vgl. etwa Koller 1989, 85)